Vetter Jacobs
Launen.

Sechstes Bändchen.

Von

J. F. Jünger.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen, 1792.

Vetter Jacobs Launen,

sechstes Bändchen.

Beschluß der Geschichte von Hinten.

Das zwanzigste Kapitel.

Hundert andre Männer an meiner Stelle würden sich über einen solchen Vorfall allerhand seltsame Gedanken, und der Himmel weiß was für Eifersuchtsgrillen gemacht haben; aber ich, ich war kein Narr! So etwas ließ ich wohl bleiben!

Freylich waren die Umstände ein wenig kritisch. Was wollte, könnte man fragen, der Herr Caplan noch so spät bey meinem Lieschen? Warum sagte er ihr so viel schöne Dinge? Was gingen ihm meiner Frauen Auge und Hand und Fuß und Busen an? Und das zusammen gebrochne Bett? — —

Ja ja, wie gesagt, hundert andre Männer an meiner Stelle würden sich darüber allerhand seltsame Gedanken gemacht haben; aber ich ließ das fein bleiben.

Und warum ichs bleiben ließ? — Ja das hat sein Häkchen. Im ersten Jahre meiner Verheurathung war ich ganz erschrecklich eifersüchtig; aber mein Lieschen konnte die Eifersucht vor ihre Sünden nicht leiden; und so wie ich das merkte, arbeitete ich aus Leibeskräften, mir diese Unart abzugewöhnen.

Das neunzehnte Kapitel.

Mein Vetter, der Cadet war der Arzt, der mich mit einemmahle radical davon curirte.

Er mochte ohngefähr seit sechs oder acht Wochen in meinem Hause aus und eingegangen seyn, da es mir auf einmahl vorkam, als hätte er ein Auge auf mein Lieschen. Noch mehr: Es schien mir sogar, als hätte mein Lieschen auch ein Auge auf ihn.

Damahls hatte er den Abendtisch bey uns. Er saß neben meiner Frau auf dem Sopha, und ich saß gegenüber auf meinem Sorgenstuhl. Ich nahm mir vor, alles recht zu beobachten, was zwischen ihnen vorging, aber ich konnte damit nicht recht zu Fache kommen. So lange das Essen währte, war ich auf meinem Teller zu sehr beschäftigt, denn der Himmel hat mich durch mein ganzes Leben hindurch bey besonders gutem Appetite erhalten, als wofür ich ihn noch in der Ewigkeit nicht genug loben und preißen kann; und so wie ich den lezten Bissen hinunter geschluckt hatte, fielen mir die Augen zu. Man weiß ja wohl, wenn der Mensch gegessen und getrunken hat, will er auch seine Ruhe haben.

Das achtzehnte Kapitel.

Auf diese Art rückte ich nun freylich nicht sonderlich in meinen Beobachtungen fort. Wenn ich ja dann und wann aus meinem Schläfchen erwachte, so war mirs als führen sie schnell aus einander; recht gewiß weiß ich das aber auch nicht, denn ich war zu schlaftrunken, um behaupten zu können,

ich hätte recht gesehn. So viel ist sicher, daß sie allemahl die Hände unter dem Tische hatten; konnte da nun nicht mancher zärtlicher Händedruck passiren? Wer kann mirs verargen, wenn ich mir das einbildete? Ich gestehe, daß mir das ordentlich auffiel.

Ich glaube, ich würde mich oft recht von Herzensgrunde darüber gekränkt haben, wenn ich mich nicht immer gar zu satt gegessen hätte: da ich aber wußte, wie schädlich die Betrübniß einem vollen Magen sey, so drehte ich mich geschwind wieder auf die andre Seite, und that mein möglichstes recht bald wieder einzuschlafen.

Was wollte ich auch anders thun, um der Sache auf den Grund zu kommen? Das Tischtuch aufheben, und nachsehen, ob sie sich wirklich bey den Händen hätten? Ey ja! das wär ja gar zu auffallend gewesen! Nein, ich hatte alle mein Lebtage gehört, wenn man Vögel fangen will, muß man nicht mit Prügeln drein schlagen.

Das siebzehnte Kapitel.

Ein anonymes Billet, das ich in dieser Zeit erhielt, hätte mich doch beynahe rappelköpfisch gemacht.

Es wurde mir darin gemeldet, mein Lieschen wär alle Sonntage des Morgens von acht bis zehn Uhr in der Caserne, in welcher der Cadet lag.

Mein Lieschen ging regelmäßig alle Sonntage früh um halb acht Uhr aus, das war wahr; aber sie ging in die Kirche, das war auch wahr; denn die liebe Kirche hätte sie um alles in der Welt nicht versäumt, dazu war sie eine viel zu fromme Christin: aber die Messe dauerte keine dritthalb Stunden, und die Kirche, in welche sie ging, war dicht bey der Caserne, in der mein Vetter der Cadet lag, das war leider auch wahr!

Gleichwohl, auf der andern Seite war mein Lieschen, wie ich schon gesagt habe, eine so fromme Christin! Sie war zwar das beste gutmüthigste Weib unter der Sonne, das gewiß niemanden in der Welt etwas zu leide that; aber gleichwohl, wo ist der Mensch der nicht seine Feinde hat? Konnte mein Lieschen nicht auch Feinde haben? Konnte die ganze Sache nicht eine bloße schwarze Verläumdung seyn?

Das sechzehnte Kapitel.

Wie das einige Tage über in meinem Kopfe durcheinander ging! besonders so in der lezten Stunde vor dem Mittagsessen, wenn ich recht hungrig und folglich verdrüßlich war, denn des Nachmittags geb ich mich mit dem Speculiren wenig oder gar nicht ab.

Sollte ich ihr das Billet zeigen? Aber wie leicht konnte ich sie böse machen, und der liebe Hausfriede war mir eine gar zu kostbare Sache! Sollte ich den Cadet zur Rede stellen? Das ging wieder nicht, denn der wär im Stande gewesen mich noch obendrein weidlich auszulachen, und da hätte ich eine verdammt alberne Figur gespielt!

Auf einmahl fiel mir ein excellenter Gedanke ein! Ein Gedanke, den ich nicht ohne Stolz hier mittheile, weil er meinem Verstande ohne Ruhm zu melden, gewiß nicht wenig Ehre macht.

Das funfzehnte Kapitel.

„Der Herr Caplan," dachte ich, „war schon „meines Lieschens vertrauter Freund, als sie noch

„Kö-

„Köchin und er Hofmeister in unserm Hause war;
„jezt ist er ihr Seelensorger, und hält alle Sonn„tage geistliche Uebungen mit ihr: wem kannst du
„also die ganze Sache besser zur Untersuchung
„übergeben, als ihm?“

Nun frage ich jeden, ob ich nicht Ursache habe, mir auf diesen Einfall etwas einzubilden? Der Herr Caplan war der Gewissensrath meiner Frau; hatte sie sich wirklich so weit vergangen, zum Cadet in die Caserne zu gehn, so war das ein Gewissensfall: folglich gehörte diese Sache offenbar vor das Tribunal des Herrn Caplans, und nicht vor das meinig.

In der That, nichts kann vernünftiger seyn.

Ich lief sogleich mit meinem Billet zu ihm. Jezt sah ich erst, was für einen warmen theilnehmenden Freund ich an ihm hatte. Indem ers las, wurde er bald roth, bald blaß, und seine Lippen bebten, als ob er eine starke Fieberalteration hätte. Er fragte mich, ob Lieschen wirklich erst um zehn Uhr aus der Kirche zurückkäm? „Manchmahl wohl
„erst nach eilf Uhr,“ war meine Antwort.

„Die Falsche! Die Treulose! Die Ehr- und „Pflichtvergessene!" schrie er, und schlug dabey mit der Faust auf den Tisch.

„Aber, Ihro Hochwürden," sagte ich, „verdammen Sie die arme Frau nicht ungehört. Jeder Mensch hat seine Feinde; die Anklage kann „wohl auch erdichtet seyn!"

„Den Teufel ist sie!" sagte er. „Was wissen Sie davon? Sie sind ein guter ehrlicher Einfaltspinsel, der sich alles weiß machen läßt. Aber „mir soll sie keine Nase drehn. Ich muß der „Sache auf den Grund kommen, und wo ich sie „ertappe —"

Damit lief er zur Thür hinaus.

Das vierzehnte Kapitel.

Ich sezte mich auf einen Armstuhl und überlegte, ob ichs übel nehmen sollte, daß er mich einen Einfaltspinsel genennt hatte, oder nicht? Ich konnte eine hübsche Weile lang nicht mit mir einig werden; denn ob ich gleich recht gut wußte, daß ihm dieses

Wort

Wort nur in seinem heiligen Eifer für das Seelenheil meines Lieschens und für meinen guten Nahmen herausgefahren war, so schien es mir doch ein wenig gar zu stark: denn man darf ja nur meine Geschichte unpartheyisch und aufmerksam durchlesen, um zu sehen, daß ich den Titel Einfaltspinsel gewiß und wahrhaftig nicht verdiente.

Ich war mit meinen Spekulationen so recht im schönsten besten Gange, als mich der Schlaf überfiel, denn es war in der Nachmittagsstunde, meiner gewöhnlichen Schlafzeit.

Der Armstuhl war bequem und gut, fast eben so bequem, als mein Sorgenstuhl zu Hause. Ich muß aufrichtig sagen, daß ich mir etwas rechtes zu Gute that, denn der Gang von meinem Hause bis zum Herrn Caplan hatte mich abscheulich müde gemacht, obgleich der Weg so sonderlich weit eben nicht war.

Das dreyzehnte Kapitel.

Ich war im besten Schlafen, als ich auf einmahl ziemlich unsanft bey der Nase gezogen wurde. Ich schlug die Augen auf, ziemlich unwillig, daß man mich

mich schon weckte, fand aber zu meinem großen Erstaunen, daß es nicht mehr schon war, denn das ganze Zimmer war stockfinster, und bloß durch den Schein einer kleinen Laterne erhellt, welche mir meine Magd in Gesellschaft der Haushälterin des Herrn Caplans vor das Gesicht hielt.

Meine Frau hatte sie ausgeschickt, mich aufzusuchen und nach Hause zu bringen. Ich machte mich also ohne Widerrede mit ihr auf den Weg.

„Ist der Herr Caplan noch bey meiner Frau?“ fragte ich unterwegs.

„O nein!“ antwortete sie. „Da gewesen ist „er wohl, aber er hat sich nicht lange aufgehalten. „Heute war überhaupt kein gutes Wetter.“

„Wie so?“ fragte ich ganz kleinlaut.

„Ach der Herr Caplan hat erschrecklich geschmält „und geschimpft. Der liebe Gott weiß was sie „mit einander gehabt haben.“

Ich machte den Naiven:

„Was werden sie denn gehabt haben!“ sagte ich.

„Es

„Etwas gar zu liebreiches mags nicht gewesen „seyn, das hab' ich an der porzelanen Caffeekanne „gemerkt, die mir die Frau an den Kopf gewor„fen hat.“

„O weh, o weh!“ dachte ich, „was wird „sie dir erst an den Kopf werfen!“

„Und was that denn meine Frau, als der Herr „Caplan fort war?“ fragte ich weiter.

„Geweint hat sie über eine Stunde lang; als„dann mußte ich zum Herrn Cadet gehn, und ihn „auf ein Spiel Mariage zu ihr bitten.“

„Und er kam doch?“

„Ja, sie haben gespielt bis jezt: Eben ist er „weggegangen.“

Das zwölfte Kapitel.

Wir waren unter der Zeit an das Haus gekommen. Ich erwartete einen Generalsturm von meiner Frau, aber ich hatte mich betrogen. Sie war so freundlich, so scharmant, daß es eine Freude und eine Lust war.

„Komm her Valentinchen, setz dich neben mich „auf den Sopha!“

Auf

Auf den Sopha! So gut war es mir lange nicht geworden. Aber diesen Abend speiste mein Vetter der Cadet nicht bey uns. Mein Lieschen hatte mir ein paar Lieblingsspeisen machen lassen. Ich aß mit so herzlichem Appetit — mit so herzlichem! Und mein Lieschen legte mir den Teller immer wieder voll, sobald ich ihn leer gegessen hatte! Das war ein Leben! O jemine! Noch in der Ewigkeit schmeckt es mir; denn ich muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß das Himmelsbrod, wovon man auf der Welt so viel Wesens macht, für einen Magen, der an eine gute irdische Küche so sehr gewöhnt ist, wie es der meinige war, nicht eben die schmackhafteste und nahrhafteste Speise ist.

Ich hatte mich so außerordentlich satt gegessen, und dem ohnerachtet wandelte mich kein Schlaf an. Das machte, weil ich auf dem Sopha, und so nahe bey meinem Lieschen sizzen durfte. Sie gab mir ihre liebe weiche Schwanenhand, und ich küßte sie tausend und tausendmahl. Es war schon spät, aber ich dachte an kein zu Bett gehen. Ich küßte ihre Hand in einem fort, und ich glaube, ich hätte ihr sie ganz und gar abgefressen, wenn ich nicht gar zu satt gewesen wär.

Das

Das eilfte Kapitel.

„Eigentlich sollte ich auf dich böse seyn, Valen„tinchen!“ sagte sie, als es schon Mitternacht geschlagen hatte.

„Böse? Warum denn Täubchen?“

Man wird gleich merken, daß ich das nur so fragte, weil ich in der Geschwindigkeit nichts anders zu sagen wußte; denn es war mir leider nur gar zu wohl bekannt, warum mein Lieschen Ursache hatte, auf mich böse zu seyn.

„Ist das hübsch von dir, daß du mir beym „Herrn Caplan so viel Verdruß gemacht hast? „Warum zeigtest du mir nicht lieber das verwünschte „Billet? Es hat mich zwar nicht viel Mühe ge„kostet meine Unschuld darzuthun, denn der ganze „Handel ist nichts als boshafte Verläumdung“ —

„O das weiß ich! Darauf will ich schwören! — Sey nur wieder gut!“

„Ich bin ja nicht böse! Ich meine nur, ich „sollte es seyn! Mangel an Zutrauen zeigt es

„doch

„doch immer, das ist sicher. Sieh Valentinchen, „wenn ich Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, „so könnte ich auch so zurückhaltend gegen dich „seyn, wie du gegen mich, aber ich wills nicht „thun. Ich will dir das Geheimniß anvertrauen, „das ich auf dem Herzen habe.“

Ich spizte die Ohren, so sehr ich sie nur spizzen konnte.

„Dein Vetter, der Cadet, meints nicht gar zu „gut mit dir“, fuhr sie fort. „Ich muß dir nur „im Vertrauen sagen: Er hat die fromme Achsicht, „meinem Valentinchen Hörner aufzusezzen.“

Wie mich die Stirne juckte!

„Der Vetter?“ schrie ich. „Der heillose „Vetter!“

„Ja ja, der Vetter! Er hat mir vorhin ohne „alle Umstände einen Antrag gemacht.“

„Hat er?“

Das

Das zehnte Kapitel.

Der Himmel weiß, was ich in der Angst und Verwunderung für einen drollichten Ton auf dieses „hat er?“ mochte gelegt haben. Meine Frau sprang auf, und fing so an zu lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte.

„Ja ja, er hat!“ fuhr sie endlich fort. „Aber jezt in allem Ernste: stelle dir vor, Valen„tinchen, ich erzählte ihm etwas von dem ver„wünschten Billet. Statt sich darüber zu ärgern, „freute er sich vielmehr recht herzlich. Er meinte, „es wär ihm keine geringe Ehre, mit einer hüb„schen Frau im Gerede zu seyn —“

„So? Das meinte er?“

„Ja, und er meinte noch mehr. Er meinte „auch noch, da man uns beyde einmahl im Ver„dachte hätte, so könnten wir ja wohl aus dem „Spaße Ernst machen. Die wahre Tugend einer „Frau bestünde in ihrem Ruf, und wenn sie ein„mahl in der Leute Māulern wär, so sey es als„dann ganz einerley, ob sie das was man ihr „Schuld gäb, wirklich gethan habe oder nicht?“

Das neunte Kapitel.

Ich wischte mir den Angstschweiß von der Stirne.

„Das sind ja recht gottlose, recht ehrvergessene „Grundsäzze, das!“ schrie ich.

„Ja Valentinchen, ein sauberes Stück Vetter „ist dein Herr Cadet, das muß man bekennen.“

„Nun? Und was antwortetest du denn auf alles „das?“

„Was ich darauf antwortete? Je nun, was „eine honette Frau auf solche Dinge antworten „muß. Ich verbath mir seine Impertinenzen, „und verboth ihm mein Haus. Aber glaubst du „er hätte mich zufrieden gelassen? Bewahre! Wär „er vorher ausgelassen gewesen, so wurde er's jezt „noch mehr. Ich wußte gar nicht mehr, wohin „ich mich vor ihm retten sollte. Endlich fiel mir „eine List ein. Um ihn recht zu beschämen —“

„Das ist recht liebes Lieschen! Beschäme ihn „nur recht, den Buben den!“

„Um ihn recht zu beschämen, stellte ich mich, „als gäb ich nach und nach seinen Gründen und „Bitten nach.“

„Aber Lieschen, du stelltest dich doch nur so?“

„Wofür hältst du mich?“

„Nun, nun! Es war ja nur so eine Frage!“

„Das will ich mir auch ausgebethen haben! — „Ich stellte mich also als gäb ich ihm Gehör — “

„Höre Lieschen — der Vetter ist ein Vocativus! „Wenn du's nur recht natürlich gemacht hast! „Er möchte sonst Unrath merken.“

„Sey unbesorgt! Ich hab's so natürlich gemacht, „daß du, wenn du dabey gewesen wärst, darauf „geschworen hättest, du sähest deine Hörner wach„sen. O, ich bin eine gute Comediantin ich, „wenn ich will!“

„Du liebes, allerliebstes, scharmantes Weib„chen du! Aber erzähle doch weiter.“

Das achte Kapitel.

„Ich ging noch weiter: ich ließ mich sogar be„reden, ihm auf diese Nacht im hintern Garten„zimmer eine Zusammenkunft zu versprechen.“

„Aber du wirst doch nicht Wort halten, liebes
„Lieschen?“

„Was du für ein alberner Schöps bist, liebes
„Valentinchen! Du hörst ja, daß ichs nur ver-
„stellterweise gethan habe!“

„Ja so! Es ist ja wahr! — Nun? Und was
„soll denn da nun weiter werden?“

„Merkst du noch nichts was ich vorhabe, Va-
„lentinchen?“

„Aha! Du wirst ihn wollen anführen, wirst
„ihn die ganze Nacht umsonst und um nichts pas-
„sen lassen, und morgen brav auslachen!“

„Ganz hast du's nicht errathen. Ich habe
„ein andres Plänchen. Du mußt an meiner Statt
„hinunter gehn —“

„Ich?“

„Ja du! Du mußt ihm eine rechte Strafpre-
„digt halten. Wie er erschrecken wird, wenn er
„dich auf einmahl eintreten sieht! Ich sehe schon
„das alberne Gesicht, das er macht.“

„Ja, verdammt albern wird er aussehen!“

„Aber du mußt dich recht gegen ihn in die Brust
„werfen.“

„Recht

„Recht in die Brust werfen! Freylich! — Aber „was muß ich denn sagen?“

„Was man in dergleichen Fällen sagt. Es „wird dir schon etwas einfallen.“

„Ja ja, es wird mir schon etwas einfallen! — „Warte, laß einmahl sehn. — Hm — hm. Jezt „hab ichs! Ist das erlaubt, Herr Vetter Lüderlich, „werde ich zu ihm sagen, ist das erlaubt, einer „honetten Frau so einen Antrag zu machen? — „Ists so recht Lieschen?“

„Recht gut Valentinchen! Recht gut machst du „deine Sachen. Weißt du was, weil du einmahl „so im Texte bist, so nimm das Licht, und geh „gleich hinunter: jezt wird er da seyn, denn eilf „Uhr ist vorbey. Geh, ich will mich indessen „ausziehn, und ins Bett gehn.“

„Recht, leg dich nur indessen nieder, liebes „Lieschen! Wenn ich wieder heraufkomme, will ich „dir alles erzählen, und dann wollen wir —“

„Ihn brav auslachen. Geh nur Valentinchen. „Mach deine Sachen gescheut!“

Das siebente Kapitel.

Ich nahm das Licht, und trat meine Wanderschaft an. Hundertmahl wiederhohlte ich unterwegs meine Lektion:

„Ist das erlaubt, Herr Vetter Lüderlich —“

„Der wird Augen machen! Der wird sich „schämen! —“

„Ist das erlaubt, Herr Vetter Lüderlich, einer „honetten Frau solche Anträge —“

„Dastehn wird er, wie — wie — wie ich, „wenn mich der Herr Caplan, als er noch mein „Hofmeister war, bey meinem Lieschen ertappte, „als sie noch Köchin bey meiner verstorbenen Mut„ter war! —“

„Ist das erlaubt — — — —“

Unter solchen und ähnlichen Monologen war ich endlich glücklich an die Thür des Zimmers gekommen, in welchem mein Vetter der Cadet meine Frau erwartete. Wie ich mich auf die alberne

Fi

Figur freute, die er machen würde, wenn er statt meinem Lieschen mich eintreten säh.

Gehorsamer Diener! Wer ganz und gar keine alberne Figur machte, das war mein Vetter!

„Ist das erlaubt, Herr Vetter Lüderlich —“ fing ich an; aber das Wort „Lüderlich“ war kaum heraus, so hatte mich mein Vetter schon beym Felle, zog einen tüchtigen Ochsenziem unter seinem Ueberrocke hervor, und hieb unbarmherzig auf mich zu. Anfänglich wußte ich in der That nicht, ob das Spaß oder Ernst sey? Da er aber gar nicht aufhören wollte, fing ich an zu ahnden, daß doch wohl etwas Ernst bey der Sache seyn könnte. Ich bath also um gut Wetter.

Jezt fing er an zu lachen, und gab mir einen derben Stoß, daß ich in einen Winkel flog.

„Ein kleines Recipe gegen unnöthige Eifersucht „auf Befehl der Frau Muhme!“ sagte er, und schloß mich ein.

Das sechste Kapitel.

Jezt hatte ich vollkommen Zeit, über meinen Hang zur Eifersucht philosophische Betrachtungen anzustellen. Ich muß gestehn, so sehr mich auch die Schläge verdrossen, die ich von meinem Vetter bekommen hatte, so sehr freute mich auf der andern Seite die Schlauheit, womit mich mein Lieschen in die Falle gelockt hatte, denn es freut einen doch immer, ein kluges Weib zu haben: und ich glaube, der Spaß würde mir noch ungleich mehr Vergnügen gemacht haben, wenn mir nicht mein Rücken zu weh gethan hätte. Ich konnte vor Schmerz auf dem Rohrkanapee—die einzige Meubel, die im Zimmer stand — kaum liegen. Indessen war die Motion, die ich diesen Tag gehabt hatte, ziemlich stark gewesen, ich war also müde; dick und stark war meine Haut auch ziemlich, so daß ich die Schläge bald verwand. Ich lag also kaum eine halbe Stunde, so schlief ich ein, und als ich des andern Tags gegen eilf Uhr erwachte, so war mirs gerade so, als hätte mir der ganze Vorfall nur geträumt.

Ich

Ich schämte mich ordentlich als ich zu Tisch kam, besonders, weil meine Frau und der Vetter, welcher diesen Mittag auch eingeladen war, so skoptische Mienen machten. Das erste was ich that, war, daß ich meinem Lieschen das Unrecht, das ich ihr gethan hatte, feyerlichst abbath; sie verzieh mirs: meinem Vetter drückte ich die Hand, und so war die ganze Geschichte auf einmahl vorbey. Das war keine geringe Freude für mich: aber eine Flasche Frankenwein, die ich bey meinem Gedecke stehn sah, und womit mich mein Lieschen diesen Mittag traktirte, ohnerachtet nicht einmahl Sonntag war, machte mich vollends zum glücklichsten Kerl unter der Sonne. In meinem Leben habe ich wenig so vergnügte Tage gehabt, als dieser war.

Das fünfte Kapitel.

Von diesem Tage an gab ich also allen Eifersuchtsgrillen auf ewig den Abschied, denn ich sah vollkommen ein, daß die Eifersucht die größte Narrheit von der Welt sey, die einem umsonst und um nichts das Leben verbittere. Das wußte ich am besten aus der Erfahrung. Wie michs wurmte, als meine

Frau dem Cadeten den tagtäglichen Zutritt in unserm Hause verstattete! Kein Bissen, kein Tropfen schmeckte mir, wenn ich nur seinen Namen nennen hörte, und wenn ich ihn gar sah, so bekam ich ordentlich Magendrücken. Ein wahrer Dorn war er mir im Auge. Dem Herrn Caplan war seine Gegenwart eben auch nicht besonders angenehm, und so wie ich das merkte, so stellte ich ihn an, meinem Lieschen deshalb Vorstellungen zu thun. Wenn sie das erfahren hätte, dann wär ich erst schön angekommen!

Der Herr Caplan sagte ihr einmahl in meiner Gegenwart etwas darüber, und es lief mir siedendheiß dabey über den ganzen Körper. Glücklicherweise merkte Lieschen nichts von meiner Verlegenheit. Sie machte dem Herrn Caplan ein paar böse Gesichter, sagte ihm, sie thät dadurch ein christliches Werk, daß sie den Cadeten unterstützte; der Cadet sey ein armer Freund von uns, und armer Freunde müsse man sich annehmen, das erforderte die Christenpflicht.

„Euer Hochwürden, als ein Geistlicher, müssen „das am besten wissen, was die Christenpflicht

„er:

„erfordert,“ fuhr sie fort. „Wenn es aber Ihro „Hochwürden nicht ansteht, so können Ihro Hoch„würden ja wegbleiben. In mein Hauswesen „lasse ich mir schlechterdings nichts einreden. Auch „glaube ich, gehört das nicht in die Beichte, oder „in das Kapitel vom Gewissen, wem ich zu essen „geben will oder nicht.“

Der Herr Caplan wurde über diese Antwort ganz betroffen, und ich nahm mir das ad notam. Ja, ja, ich war kein Esel, ich!

Das vierte Kapitel.

Und wenn ich auch wirklich keinen andern Beweis dafür hätte, daß ich kein Esel war, so wär es schon hinreichend: daß ich mein Lieschen heirathete. Eine so gute, liebe, und dabey hübsche Hausfrau zu wählen, dazu gehörte doch wahrhaftig Verstand.

Indessen muß ich aber zur Steuer der Wahrheit auch auf der andern Seite wieder gestehn, daß der Zufall und der Herr Caplan auch das Ihrige dabey thaten.

Es

Es war ohngefähr vier oder fünf Wochen nach meiner Mutter Tode, während welcher mein Lieschen als Ausgeberin meinem Hauswesen mit aller möglichen Treue und Sorgfalt vorgestanden hatte, als der Herr Caplan einmahl mit einem ernsthaften Amtsgesicht in mein Zimmer trat.

„Valentin," sagte er zu mir, „ich hätte in „der That nicht erwartet, daß Sie die guten „Grundsäzze, die ich während meiner eilfjährigen „Hofmeisterschaft Ihnen einzuprägen so unablässig „bemüht gewesen bin, so bald vergessen würden."

Ich erschrak über diese Anrede nicht wenig, denn ich hatte einen außerordentlichen Respekt für den Herrn Caplan. Es fuhr mir gleich durch alle Glieder, wenn er mir nur einen ernsthaften Blick zuwarf, und wenn ich auch nicht das mindeste Böse begangen hatte. War aber mein Gewissen nicht ganz rein, wie denn das jezt wirklich der Fall war, dann zitterte ich vollends wie ein armer Sünder.

Das dritte Kapitel.

Ich nahm meine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Kunstgriff des bösen Gewissens: Ich stellte mich als wüßte ich gar nicht wovon die Rede sey.

Aber meine Lippen bebten so außerordentlich, und ich spielte meine Rolle so ungeschickt, daß der Herr Caplan sogleich merkte, wie viel es bey mir geschlagen hatte.

„Seine Sünden bekennen,“ fuhr er fort, „ist „der erste Schritt zur Buße; seine Sünden läugnen, „bringt den Sünder der Hölle um zehn Schritt „näher. Vergrößern Sie Ihre Schuld nicht durch „hartnäckiges und strafbares Läugnen. Auch würde „Ihnen das nichts helfen. Mich führen Sie „dadurch auf keinen Fall irre. Ich bin meiner „Sache zu sicher. Und damit Sie davon überführt „werden, so wissen Sie hiermit: Lieschen war „diesen Morgen bey mir zur Beichte!“

Die fatale Beichte die! Auf die hatte sich mein Lieschen den Tag vorher gewiß nicht besonnen, sonst würde sie mich schön abgeführt haben; denn sie war eine so außerordentlich fromme Christin,

daß

daß alle Engel im Himmel ihre Lust und Freude an ihr haben mußten. Sie hätte keine Messe versäumt, sie hätte an keinem Fasttage Fleisch gegessen, sie wär aller vier Wochen zur heiligen Beichte gegangen, und wenn man sie mit dem Schwerte davon hätte zurückhalten wollen.

Was konnte ich jezzo thun? Natürlicherweise alles eingestehn! Ein Salomo selbst hätte sich nicht besser aus diesem Handel helfen können.

Das zweyte Kapitel.

Jezt glaubte ich, es sey alles vorbey, und ich würde damit loskommen. Ja, gehorsamer Diener! Da hatte ich mich garstig verrechnet!

Nun sezte sich der Herr Caplan erst recht in Positur, und hielt mir eine Strafpredigt, so lang — so lang! — Was weiß ich, wie lang? So viel weiß ich, daß ich drüber einschlummerte, und ihn eine geraume Zeit lang so im Schlummer fortperorieren hörte. Was er alles sagte, weiß ich nicht; recht schön muß es aber gewesen seyn,

denn der Herr Caplan war ein sehr geschickter Mann, und hatte den Ruf des besten Predigers in der Stadt.

Auf einmahl ergriff er mich mit beyden Händen bey den Schultern, rüttelte mich, daß mir die Rippen im Leibe krachten, und rief dabey aus:

„Sie wollen sie also heirathen, die arme ver„führte Unschuld?“

„Ja, ja, ich will sie heirathen!“ antwortete ich ganz schlaftrunken.

„Und morgen des Tages müssen Sie es thun!“

„Noch heute, wenn Ihro Hochwürden befehlen.“

„Bis morgen hat es schon Zeit. Aber dann „ohne Widerrede. Jezt wollen wir das arme „Kind hereinrufen, und es ihr sagen, daß sie „morgen Ihre Frau werden soll, sonst giebt sie „sich nicht zufrieden.“

Er öffnete die Thür, und Lieschen trat herein. Ich glaube sie hatte geweint, denn ihre Augen waren ordentlich ein wenig roth, und ein Schnupftuch hatte sie auch in der Hand.

Ich weiß selbst nicht, was das für einen wunderlichen Eindruck auf mich machte. Es wurde mir so warm, so bange um das Herz — Man hätte mein Lieschen aber auch sehen sollen! Sie sah so reizend, so liebenswürdig aus, wie — die leibhafte Sünde.

„Valentin ist in sich gegangen, Lieschen,“ sagte der Herr Caplan zu ihr. „Er ist bereit das „Unrecht wieder gut zu machen, das er Ihnen „gethan hat. Morgen um diese Zeit sind Sie „seine Frau.“

Das gute liebe Lieschen das! Was sie für Augen machte! ordentlich als wenn sie es nicht glauben könnte.

„Ja ja Lieschen,“ sagte ich. „Der Herr „Caplan sagte die pure lautere Wahrheit. Morgen „werden wir ein Paar.“

Ich hielt Wort. Den andern Tag führte ich mein Lieschen zur Trauung. Der Herr Caplan gab uns zusammen, und ich hatte das Vergnügen, vor dem Altare aus dem liebenswürdigen Munde meines Lieschens das herzbrechende „Ja“ zu hören, das mich auf meine ganze übrige Lebenszeit so unaussprechlich glücklich machen sollte.

Mein

Mein Vetter der Cadet, welcher als Zeuge bey der Trauung gewesen war, raunte mir eine halbe Stunde darauf ins Ohr, dieses „Ja“ würde höchst wahrscheinlicherweise das lezte „Ja“ seyn, das ich aus Lieschens Munde hören würde. Aber der Vetter mußte immer etwas haben, worüber er seine nasenweißen Anmerkungen machen konnte. Wenn nun auch mein Lieschen in ihrem Leben weiter kein „Ja“ mehr zu mir gesagt hätte, was ging denn das ihm an? Auch ist das nicht einmahl wahr, denn ich erinnere mich noch recht deutlich, daß sie mir noch an unserm Hochzeittage „Ja“ antwortete, als ich sie fragte, ob ich auf das Silberzeug, das ich mit geerbt hatte — es waren ein paar erstaunlich große Schränke voll — ihren Nahmen sollte stechen lassen? Man sieht also, daß das nichts als bloße Verläumdung von ihm war.

Das erste Kapitel.

Nun werden meine Leser vermuthlich auch wissen wollen, was denn das eigentlich war, worüber der Herr Caplan so großes Aufsehen machte?

Ja, da ich einmahl meine ganze Geschichte so treu und ehrlich erzählt habe, so sollte ich mit diesem Umstande auch nicht hinter dem Berge halten, zumahl da es ein wesentlicher Umstand ist: das sehe ich freylich ein. Gleichwohl — — — !

Gleichwohl, was kanns denn schaden?

Lieschen war ein hübsches, rundes, munteres Ding von einem Mädchen. Ich hatte schon bey Lebzeiten meiner Mutter ein Auge auf sie, aber da durfte ich mich nicht sehr maußig machen; denn so wie ich nur das geringste that, was meiner Mutter nicht anstand, so war sie gleich mit Ohrfeigen und Hungerleiden da. Die Ohrfeigen — je nun, die wurd' ich bald gewohnt, aus denen machte ich mir so gar viel nicht; aber das Hungerleiden konnte ich nicht gewohnt werden. Nichts verdroß mich mehr, als wenn ich die andern essen sehen, und mich mit einer harten Brodrinde auf den ganzen Tag begnügen mußte.

Alles was ich also bey meiner Mutter Lebzeiten thun konnte, um Lieschen mein Wohlgefallen an ihrer Person zu verstehn zu geben, war, daß ich

sie

sie dann und wann verstohlen in ihren schönen runden Arm zwickte, oder ihr den Backen streichelte. Dafür schlug sie mich aber auch allemahl mit einem: „Dummer Junge, ich sag's der Mama!“ derb auf die Hand. Daraus machte ich mir indessen so viel als nichts: Man weiß ja wohl, was sich liebt, das neckt sich.

Auf einmahl rührte meine Mutter der Schlag; ich wurde Herr vom Hause, und Lieschen zog gelindere Saiten auf. Statt mich, wie ehemahls, mit einem dummen Jungen abzufertigen, wenn ich ihr einen zärtlichen Druck oder Knipp anbrachte, sagte sie bloß: „Pfui doch! Lasſen Sie mich gehn! „Sie werden sich in die Finger stechen!“ oder sonst so etwas. Und dabey sah sie so allerliebst schalkhaft aus — wahrhaftig, ich hätte mir nichts daraus gemacht, und wenn die ganze Hand drauf gegangen wäre.

Gerade den Tag vorher, ehe der Herr Caplan mit seiner Strafpredigt angestochen kam, brachte sie mir das Frühstück in mein Zimmer. Sie war noch nicht völlig angekleidet, warm wars den Tag auch, und — Ehen werden im Himmel geschlossen.

Die kleine Hexe muß es ganz und gar vergessen haben, daß sie den Tag drauf zur Beichte gehen wollte. Gesagt hat sie mir wenigstens kein Wörtchen davon. Eben so gut! Wer weiß ob ich sie dann zur Frau bekommen hätte, und dann hätte es einen glücklichen Ehemann weniger auf der Welt gegeben.

Ende.

Bachus,

Bachus, Amor und ich.

Wer der stärkste sey? entzweyten
Bachus und Gott Amor sich:
„Diese Frage zu entscheiden
„Wählen wir," sprach Amor, „dich."
Volle Flaschen brachte Liber,
Und Gott Amor sezte mir
Meine Laure gegen über;
Und berauscht vom Wein und ihr
Rief ich taumelnd: „Gott der Zecher,
„Ewig halt' ichs nun mit dir,
„Denn du zeigst mit jedem Becher
„Meine Laure doppelt mir!"

An den einäugigen Markolf.

Umsonst, Markolf, bemühst du dich,
Dein junges Weibchen zu bewachen!
Sie wird, das glaube sicherlich,
Nur deine Eifersucht verlachen:
Denn konnte Argus eine Kuh
Mit hundert Augen nicht bewachen,
Was, armer Mann, was willst denn du
Bey einer Frau mit Einem machen?

Fragment eines Gesprächs nach der Vorstellung eines gewissen Schauspiels.

A.

Nicht ausgepfiffen wards? Das kann ich nicht begreifen!

B.

Wenn alles gähnen muß, wer Henker soll den pfeifen?

Aktäon.

Diana machte ihn zum Hirsch; das kann man glauben:
Für eine Göttin ist das eben nicht zu viel;
Denn unsern jezz'gen Dirnen in den Hauben
Ist diese Kunst ja nur ein bloßes Kinderspiel!

Beytrag zur Geschichte der unglücklichen Marie Stuart.

Gewiß giebt es unter meinen schönen Leserinnen keine einzige, die nicht von dem äußerst sonderbaren Schicksal dieser unglücklichen Königin irgend einmahl etwas gehört oder gelesen hätte. Ihre Enthauptung war ein zu auffallendes Ereigniß, als daß es nicht eine große Menge von Schriftstellern hätte beschäftigen sollen. Und da konnte es freylich nicht fehlen, da Marie von so mancherley Geschichtschreibern in so mancherley Lichte dargestellt, mit so mancherley Farben geschildert wird, daß die Urtheile, die man über sie gefällt hat, so mannigfaltig ausfallen müssen, daß der unbefangene Leser am Ende nicht weiß, wem er glauben soll.

Diese Geschichtschreiber weichen nicht nur in den Hauptumständen wesentlich von einander ab, sondern widersprechen und widerlegen einander auch mit der größten Hizze. Sey es nun, daß sie aus Mangel ächter Quellen wirklich übel unterrichtet waren, oder daß viele unter ihnen die Umstände so

darstellten, wie sie wünschten daß sie gewesen wären: genug man darf nur in der Geschichte damahliger Zeiten ein wenig bewandert seyn, um zu sehn, daß nie ein Vorfall mit mehrerer Partheylichkeit behandelt wurde, als dieser.

Das ging auch wohl sehr natürlich zu. Die Personen, welche die Hauptrollen dabey spielten, waren von einem Range, daß es ihnen weder an Anhängern noch an Widersachern fehlen konnte: und was mußten sich unter diesen Widersachern und Anhängern nicht für eine Menge vorgefaßte Meinungen, von Religion, von Privatinteresse, von Ehrgeiz und tausend andern Leidenschaften erzeugt, unaufhörlich durchkreuzen! Jeder dieser Herrn sah durch seine eigne Brille; und um zu beweisen, daß er recht säh, nahm er sich auch wohl die unschuldige Freyheit, Anektödchen und Geschichten zu erfinden, wie sie ihm in seinen Kram taugten.

Einige Urkunden sollen uns Mariens Charakter in sein wahres Licht sezzen helfen. Bevor wir aber diese Urkunden selbst mittheilen, folgt hier ein kurzer Inbegriff ihrer Geschichte, den wir aus dem Nouveau Dictionaire Historique, welches zu Paris 1773 erschienen ist, entlehnen:

Im

Im Jahr 1558 vermählte sich Marie Stuart mit dem Dauphin Franz, Sohn und Thronfolger Heinrichs des Zweyten. Nach ihres Gemahls Tode, welcher 1560 erfolgte, ging sie nach Schottland zurück, wo sie ihrem Vetter Heinrich Stuart ihre Hand gab. Marie hatte ein fühlbares, ein schwaches Herz, sie war für die Liebe gebohren, und diese wurde die Quelle aller ihrer nachherigen Unglücksfälle.

Ein gewisser David Rizzo, ein Musikus aus dem Piemontesischen, hatte dieses Herz zu rühren gewußt. Man gab ihr sogar, und vielleicht nicht so ganz ohne Grund, Schuld, ihre Verbindung mit ihm sey etwas mehr, als eine bloße Herzensverbindung. Heinrich, der nur dem Nahmen nach König war, der sich von seiner Gemahlin von allen Seiten zurückgesezt und verachtet sah, wurde auf diesen Rizzo eifersüchtig. Eines Abends, als Marie mit diesem begünstigten Liebhaber und einer ihrer Favoritinnen speißte, brach Heinrich plözlich mit einigen Bewaffneten in das Zimmer der Königin; man warf den Tisch um, und Rizzo wurde vor Mariens Augen, welche damahls im fünften Monath schwanger war, und

sich vergebens bemühte, ihren Liebhaber mit Gefahr ihres eignen Lebens zu schüzzen, mit Dolchstichen ermordet.

Diesem Musikus folgte gar bald ein zweyter Liebhaber, der Graf von Bothwel *), und diese neue Intrigue giebt man als die Ursache von Heinrichs Ermordung an, welcher in einem abgelegenen Hause durch eine Mine in die Luft gesprengt wurde. Marie heurathete bald nachher den Grafen Bothwel, ohnerachtet man ihn allgemein für den Urheber von König Heinrichs Tod hielt.

Eine allgemeine Empörung, welche diese Vermählung veranlaßte, nöthigte Marien endlich in Eng-

*) Jacob Herburn, Graf von Bothwel stammte aus einem der berühmtesten und ältesten Häuser von Schottland, und war einer der mächtigsten Herrn im Königreiche. Er besaß außerordentlich viel Unternehmungsgeist: durch den ersten Erfolg ermuntert entwarf sich sein unersättlicher Ehrgeiz einen Plan, dessen Kühnheit Mariens Untergang beförderte. Man hat wohl wenig Beyspiele, daß irgend ein Ehrgeiziger die Keckheit weiter getrieben, oder seine Zuflucht zu sonderbarern und verwegnern Hülfsmitteln genommen hätte, um sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, als dieser Bothwel.

England Schuz zu suchen, wo sie aber statt dessen nach einer achtzehnjährigen Gefangenschaft den Tod fand.

Anfänglich ließ Elisabeth Marien zu Carlisle mit allen Ehrenbezeigungen empfangen. Bald darauf aber ließ sie ihr sagen: „Sie sey allgemein im Verdacht, daß sie an der Ermordung ihres vorigen Gemahls Antheil habe, sie müsse sich also darüber rechtfertigen.“

Nunmehr versicherte man sich ihrer Person, und es wurden Commissairs ernannt, um diesen wichtigen Proceß in der Form zu untersuchen.

Mariens größtes Unglück war, daß ihr ihre mißliche Lage Freunde und Anhänger erwarb; dadurch entstanden mancherley Complots gegen Elisabeth, deren Anstifter und Theilnehmer mit dem Tode bestraft wurden. Endlich ließ Elisabeth ihr das Todesurtheil sprechen, welches am 8ten Februar 1587 vollzogen wurde.

Marie war vier und vierzig Jahr alt.

* *
*

So weit das Dictionaire.

Un-

Unstreitig ists, daß sich Elisabeth über Marien eine Obergewalt anmaßte, die ihr keinesweges gehörte. Marie war Königin wie sie; sie hatte sich in ihren Schuz begeben: Elisabeth hatte also durchaus kein anderes Recht über sie, als das Recht des Stärkern über den Schwächern und Hülflosen. Diese unedelmüthige Handlung wird in der sonst so glorreichen Regierung Elisabeths immer und ewig ein unauslöschlicher Flecken bleiben, was auch ihre Lobredner und Anhänger immer zu deren Vertheidigung sagen mögen, so wie sie auf der andern Seite Marien wieder zu statten kömmt, deren Verbrechen man über die unerhörte Gewalt, welche ihr geschah, um mehr als die Hälfte vergißt.

Auch waren die auswärtigen Mächte nichts weniger als mit Elisabeths Benehmen zufrieden. Folgender Auszug aus einer Rede des Herrn von Bellievre, damahligen französischen Gesandten am englischen Hofe, die er an die Königin Elisabeth hielt, kann das bestätigen *).

„Den

*) Pomponne de Bellievre war einer der aufgeklärtesten Männer seines Zeitalters. Er bekleidete unter Carl dem Neunten und Heinrich dem Dritten mehrere ansehnliche Aemter und einige

„Den Spruch eines solchen Urthels wagen, heißt die Rechte der Souverainität kränken. Nicht die Königin von Schottland für ihre Person allein ist dadurch präjudicirt, sondern alle Souveraine.

„Noch nie hat sich ein gekröntes Haupt über das andre die oberste Gerichtsbarkeit angemaßt: Alle stimmen im Gegentheil darin überein, daß keine weltliche Macht, sie sey auch welche sie wolle, sondern nur Gott allein über sie richten könne.

„Es ist unerhört, unerträglich, enorm, zwischen königlichen und fürstlichen und Privatpersonen keinen Unterschied zu machen.

„Diejenigen Gesezze, nach welchen auswärtige Prinzen den Gerichten des Reichs unterworfen sind,

einige Gesandtschaftsposten mit vielen Ehren. Heinrich der Vierte ernennte ihn im Jahre Funfzehnhundert neun und neunzig zum Canzler von Frankreich. Er starb Sechzehnhundert und sieben. Er hatte ausgebreitete Kenntnisse in den schönen Wissenschaften, schäzte die bessern Schriftsteller, und stand mit den mehresten derselben in persönlicher Verbindung und Freundschaft, ein Umstand, den man wohl in unsern aufgeklärten Zeiten von wenigen Canzlern rühmen kann.

sind, in welchem sie irgend eines Verbrechens angeklagt werden, sind nicht für Souveraine Fürsten abgefaßt.

„Ein Sperling, der von einem Sperber verfolgt wurde, retette sich in den Bußen des Zenokrates; dieser gab ihm seine Freyheit wieder, und sagte: Es ist schändlich einen armen Verfolgten zu unterdrücken, der eine Freystatt bey uns sucht.

„Wenn das Unheil, welches aus einem Kriege entspringt, demjenigen zuzuschreiben ist, der an diesem Kriege Schuld ist; so ist das Unglück der Königin von Schottland ganz allein auf Eurer Majestät Rechnung zu schreiben.

„Wenn ein Fürst den andern, gegen welchen er Krieg führt, durch Zufall in seine Gewalt bekömmt, und ihm nach Civilgesezzen den Proceß macht, so beleidigt er geradezu das allgemeine Völkerrecht, ein Recht, durch Jahrhunderte von Nationen festgesezt und geheiligt, welches durch keine Privatgesezze verlezt werden darf.

„Das gegen Conradin vollzogene Urthel erregte allgemeinen Tadel und Abscheu, und der Graf von Flandern ermordete mit eigner Hand den

den Richter, welcher sich erfrecht hatte, dieses schändliche Urthel zu sprechen. Man machte sogar Carln von Anjou, welcher es hatte vollziehen lassen, den Vorwurf, er sey ein viel größerer Nero, als Nero selbst; und alles Unheil, das aus der Eroberung von Neapel entstand, wurde diesem Urthel zur Last geschrieben. Demohnerachtet war dieses Urthel lange nicht so ungerecht, als das, welches man gegen die Königin von Schottland gesprochen hat: das was Conradin that, das that er nicht um sein Leben und seine Freyheit zu retten.

„Conradin brach in das Königreich Neapel ein, um Carln von Anjou um Krone und Leben zu bringen: die Königin von Schottland kam nicht in gewaltthätigen Absichten nach England. Gerade das Gegentheil: sie war verfolgt und hülflos; sie suchte als Königin bey einer Königin, welcher sie am Range und Hoheit nichts nachgiebt, bey einer Königin, welche ihre nahe Verwandte ist, Schuz und Beystand gegen Rebellen.

„Diejenigen, welche durch so gewaltsame Mittel, als Eure Majestät anzuwenden im Begriffe stehn,

einem

einem Unheil vorbeugen wollen, ziehen sich damit nur weit größere zu. Statt das Unglück, welches jezt Ihrer Person und Ihrem Reiche zu drohen scheint, zu vermeiden und zu entfernen, beschleunigen Sie also vielmehr Ihren Untergang.

„Wenn diese Königin Ihnen bisher zu einem Schilde diente, um die Pfeile, welche gegen die Sicherheit Ihrer Person und Ihrer Staaten gerichtet waren, aufzufangen und unwirksam zu machen, so ist es sehr unvorsichtig, dieses Schild muthwillig von sich zu werfen.

„Sie werden alsdann Ihren Feinden nicht mehr mit diesem Steine *) drohen können, den Sie jezt noch in der Hand haben. Ist er einmahl gegen dieselben geworfen, dann haben sie ein Recht, sich dessen gegen Eure Majestät zu bedienen.

„Der Tod der Königin von Schottland wird alle deren Anverwandte, deren Diener, und alle, welche Verzweiflung oder Unwille zu Eurer Majestät Feinden gemacht hat, gegen Sie bewaffnen, und

*) Der Ton dieser Rede ist ganz im Geschmacke der damahligen Zeit: um deswillen habe ich geglaubt, so viel möglich wörtlich übersetzen zu müssen.

und wird ihnen ein Recht geben, Eurer Majestät bey jeder Gelegenheit quovis modo zu schaden. Derjenige, der die Hände biethen wird, eine so ungerechte Handlung zu rächen, wird alle Könige, Fürsten und Souverains auf seiner Seite haben, und keiner wird wider ihn seyn.

„Es ist nicht genug, daß man seinen Vortheil sucht: man muß auch edelmüthig handeln. Wer die Grundprincipien eines Staats nur im geringsten verrückt, ist auf dem Wege eine allgemeine Revolution hervorzubringen, und in dergleichen Dingen, Madame, ists immer am besten, man läßt alles wie es ist, so ferne nähmlich eine Veränderung nicht unumgänglich nothwendig ist. Wenn wichtige Begebenheiten in Erwägung gezogen werden, so müssen diejenigen, welche man darüber zu Rathe zieht, einerley Gesichtspunkt und einerley Endzweck haben.

„Der König, mein Herr, hatte bey seiner Vorstellung keinen andern Endzweck, als die Erhaltung von Eurer Majestät Person und Staaten, und konnte keinen andern haben.

„Diejenigen im Gegentheil, welche Eurer Majestät zu einer so außerordentlichen Strenge anriethen, nahmen offenbar dabey mehr Rücksicht auf ihr eignes Privatinteresse als auf Ihro Majestät wahres Bestes.

„Wenn das Regierungssystem auf festen Grundsäzzen ruht, leben die Unterthanen in vollkommener Zufriedenheit und Sicherheit.

„Wenden Sie jezt selbst diesen Saz an, Madame, den Eure Majestät uns so oft schriftlich aufgestellt haben.

„Diejenigen, welche hartherzig und unerbittlich sind, sind Gott und aller Welt verhaßt. Man macht sich ein Vergnügen daraus, ihnen Schaden zu thun, sobald sich eine Gelegenheit dazu äußert.

„Die Härte der Strafen bringt den Fürsten nie Vortheil: sie macht sie nur den Unterthanen gehässig und nährt den Geist des Mißmuths und Aufruhrs. August erfuhr das mehr als irgend ein Regent. Er lebte in beständiger Unruhe und Angst. Livia rieth ihm, sich lieber der Milde

und

und Nachsicht als der Strenge und Härte zu bedienen, und er befand sich sehr wohl dabey, als er ihren Rath befolgte.

„Uebrigens stimmt die Vorstellung des Königs meines Herrn mit der Denkungsart aller regierenden Herrn und Souverains vollkommen überein.

„Ein königliches Blut fordert das andere auf. Eure Majestät stehen im Begriffe, durch Blutvergießen ein Uebel in der Entstehung zu ersticken, das sie dadurch nur desto mehr vergrößern und unheilbar machen werden. Schlaf ist sehr heilsam, und nichts befördert ihn besser als Mohn: aber nur die schlechten Aerzte verordnen ihn.

„Sollten aber Eure Majestät dennoch diese hohe und gerechte Vorstellung nicht achten, so habe ich Auftrag, Ihnen hiermit zu erklären, daß der König, mein Herr, die grausame Hinrichtung der K ö n i g i n von S c h o t t l a n d als eine allen Königen, Fürsten und Souverains gemeinschaftlich angethane, zugleich aber auch als persönliche Beleidigung anzusehn und zu ahnden entschlossen ist.“

* * *

Demohngeachtet beharrte Elisabeth auf ihrem Sinne, und die unglückliche Marie mußte sterben *).

Einige besondere aus sichern Quellen entlehnte Umstände von ihrer Hinrichtung werden hier vielleicht nicht am unrechten Ort stehen.

Den 6ten Februar erschienen die von Elisabeth hierzu ernannten Commissärs, die Lords Kent und Shrewsbury, und die Herrn Amyas Pewlet und Drewe Dreurry — die leztern hatten Marien bisher zu bewachen gehabt — vor ihr, und kündigten ihr den Tod an. Marie äußerte nicht das geringste Schrecken oder die mindeste Bestürzung darüber. Alles was man an ihr wahrnehmen konnte, war eine Art von Verwunderung, die eine so unerwartete Nachricht natürlicherweise in ihr hervorbringen mußte, und die sie auch mit Worten zu erkennen gab.

„So unerwartet und äußerst befremdend diese „Nachricht auch für mich ist," fuhr sie mit lä-

cheln-

*) Sie sind aus einem, an den Lord Burghlye, Großschazmeister von England, geschriebenen Briefe, den Carl Howard Esqu. bekannt gemacht hat.

chelnder Miene fort, „so unterwerfe ich mich doch „dem Urtheil ohne Murren, das mir das Leben „abspricht, weil die Königin von England nun „einmahl durchaus meinen Tod will: und ich „würde glauben, meine Seele sey des Glücks, „welches sie in jener Welt erwartet, unwürdig, „wenn mein Körper fähig wär, vor dem Streiche „zurückzubeben, der mich von allen Leiden befreyen „wird, deren ich in diesem Leben so mancherley „erdulden mußte.“

Mit diesen Worten, welche ihr einige Thränen kosteten, entließ sie die Commissärs.

Als man ihr am 8ten Februar hatte sagen lassen, daß alles zu ihrer Hinrichtung bereit sey, verließ Marie, ohne den geringsten Aufschub zu begehren, ihr Zimmer. Hier übernahm sie Thomas Andrews, Stallmeister und Obersheriff der Grafschaft Northampton.

Sie trug eine Robe von schwarzem Atlaß. Um den Hals hatte sie eine goldne Kette, an welcher ein Agnus Dei befestigt war. In der Hand hatte sie ein Crucifix, an ihrem Gürtel hing ein langer

Rosenkranz mit einem goldnen Kreuze. Uebrigens hatte sie einen großen Schleyer von Krepp übergehangen.

Herr Andrews ging vor ihr her. Sie stüzte sich auf ein paar Leute des Sir Amyas Pewlet, und so näherte sie sich langsam feyerlich dem Saale, den man zum Schauplazze ihres Todes zubereitet hatte, ohne daß auf ihrem Gesichte auch nur eine Spur der geringsten Gemüthsbewegung zu sehn gewesen wär.

Als sie in das Vorzimmer des Saales eintrat, kamen ihr die Kommissärs der Königin Elisabeth, die beyden Lords Kent und Shrewsbury, ihre beyden Aufseher, und eine ganze Menge Personen von Range entgegen.

In diesem Augenblicke stürzte einer ihrer alten Diener Nahmens Melwin zu der Königin Füßen hin, rang die Hände, zerfloß in Thränen, und brach in folgende Worte aus, die er mehr schrie als sprach:

„Ich Unglücklicher, daß ich so lange leben „mußte, um Augenzeuge des grausamen Schicksals „meiner guten Gebietherin zu seyn! — Ich soll

„der

„der Ueberbringer einer so schrecklichen Nachricht „seyn! Soll meinen armen Landsleuten erzählen, „daß ich ihre rechtmäßige Königin in England „enthaupten sah!“

Schmerz und Verzweiflung erstickten hier seine Stimme. Marie nahm das Wort:

„Weine nicht so sehr, guter Melvin,“ sagte sie zu ihm. „Ich kenne dein Herz und deine „guten Gesinnungen gegen mich, und eben deswegen „mußt du dich vielmehr freuen, daß Marie „Stuart dem Augenblicke so nahe ist, in welchem „alle ihre Leiden auf ewig aufhören werden. Wisse, „mein getreuer Melvin, daß in dieser nichtigen „Welt nur der der Glücklichste genannt werden kann, „der am wenigsten elend ist. — Ich bitte dich, „sage meinen Unterthanen, daß ihre Königin „ihrer Religion bis in den Tod treu blieb, und „daß sie denen von Herzen vergeben hat, die nach „ihrem Blute dürsteten. — Großer Gott!“ rief sie hier aus: indem sie sich selbst unterbrach; „du der du in den Herzen der Menschen liesest, „du weißt es, wie sehnlich ich jederzeit eine genaue „Vereinigung zwischen England und Schottland

„wünschte! — Lebe wohl Melvin, geh und „sage meinem Sohne, seine sterbende Mutter ließ „es ihm noch in der Stunde ihres Todes betheuern, „daß sie nie etwas gethan habe, das seinem oder „Schottlands Interesse auch nur den geringsten „Eintrag thun könne.“

Hier entfielen ihr einige Thränen, unter welchen sie diesen alten treuen Diener umarmte und beurlaubte, indem sie sich in sein Gebeth empfahl.

Darauf wandte sie sich mit einer heitern Miene zu den beyden Lords:

„Ich habe um zweyerley zu bitten,“ sagte sie: „Meine erste Bitte besteht darin, daß eine gewisse „Summe, um die Sir Amyas Pemlet weiß, „an einen meiner Leute Nahmens Charles be„zahlt wird; die andre ist, daß die Legate, die „ich meinen Weibern vermacht habe, ihnen richtig „ausgezahlt, und daß sie unter sicherm Geleite „nach Schottland zurückgeschickt werden. Ich „bitte Euch, meine lieben Lords, schlagt mir diese „Bitten nicht ab: Ihr werdet mich dadurch un„endlich verbinden.“

Diese

Diese beyden Bitten wurden ihr ohne Widerrede zugestanden. Hierauf verlangte sie, man möchte ihren Leuten erlauben, bey ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu seyn, damit sie als Augenzeugen ihren Landsleuten die Nachricht überbringen könnten, mit welcher Geduld und Ergebung ihre Königin gestorben, und mit welcher Beharrlichkeit sie der Römischkatholischen Religion treu geblieben sey.

„Es thut mir leid, gnädige Frau," antwortete Lord Kent, „daß ich Euch dieses Gesuch abschla„gen muß. Es ist bekannt, wie sehr Euch Eure „Leute zugethan sind, und es steht daher zu be„fürchten, daß ihre Thränen und die Ausbrüche „ihrer Wehmuth in einem solchen Augenblicke wie „der, welcher Euch bevorsteht, sowohl Euch als „uns lästig werden dürften. Ueberdem sind sie „alle Römischkatholisch: ihr Eifer möchte sie zu „weit führen, und es würde uns sehr leid thun, „wenn wir alsdann gezwungen wären, mit Schärfe „gegen sie zu verfahren."

„Mylord" antwortete Marie mit einiger Lebhaftigkeit, „ich stehe für meine Leute! Mein „Gott, sind Euch diese armen Unglücklichen so

 „furcht-

„furchtbar, daß Ihr ihnen nicht einmahl den „armseligen Trost lassen wollt, von ihrer sterben„den Königin Abschied zu nehmen? — Eure „Souveraine ist selbst ein Weib: schon in Rück„sicht ihres Geschlechts wird sie hoffentlich nichts „dagegen haben, wenn sie hört, daß man meinen „Weibern erlaubt hat, mich bis zum Augenblick „meines Todes zu bedienen.“

Noch fand man einigen Anstand, ihr diese Bitte zu bewilligen. Jezt traten ihr Thränen des Unwillens in die Augen.

„Eure Königin ist meine Anverwandtin,“ fuhr sie im Tone der gekränkten Würde fort; „ich „stamme wie sie aus dem königlichen Blute Hein„richs des Siebenten; ich bin die Wittwe „eines Königs von Frankreich, bin rechtmäßige „Königin von Schottland, und — ich bestehe „durchaus auf meinem Begehren.“

Jezt hielten die Commissärs und Aufseher eine Conferenz, in welcher sie einig wurden, ihr acht von ihren Leuten, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, zu bewilligen. Marie ernannte hier-

hierauf den obgedachten Melvin, ihren Apotheker, ihren Wundarzt, einen andern alten Diener, und die beyden Kammerfrauen, welche bisher in ihrem Zimmer geschlafen hatten.

Als dieser kleine Zwist beygelegt war, trat die Königin in den Saal ein. Hier war schon eine große Anzahl Menschen versammelt, alle traurige Anstalten zu ihrer Hinrichtung waren getroffen, aber dieser Anblick verursachte ihr nicht das geringste Schrecken: nicht einmahl betroffen war sie darüber. Mit der nähmlichen Gleichmuth bestieg sie das Schaffot. Dieses war zwey Schuh hoch und sieben Schuh ins Gevierte. Es war mit einem Geländer umgeben. Im Grunde war ein sehr niedriger Sessel, ein langes Küssen und ein Block, alles mit schwarzem Zeuge behangen. Sie nahm auf dem Sessel Plaz: zu ihrer Rechten standen die beyden Lords von Kent und Shrewsbury, zur Linken der Obersheriff, ihr gegenüber die beyden Scharfrichter, und rund um das Geländer befanden sich eine Menge Herrn von Stande und andre angesehne Personen.

Es erfolgte eine allgemeine Stille, und Herr Brats verlas mit lauter Stimme die Vollmacht

der Königin von England zu Mariens Hinrichtung. Nach deren Verlesung ertönte durch den ganzen Saal ein helles: „Gott erhalte unsre „Königin!“

Marie hörte ihr Todesurtheil mit einer solchen Gleichgültigkeit an, als ob sie es gar nicht sey, die es beträfe. Der Heiterkeit ihres Gesichts nach hätte man vielmehr schließen sollen, das Verlesene habe ihre Begnadigung enthalten.

Hierauf bückte sich Doktor Fletcher, Dechant von Peterborough, welcher ihr außerhalb dem Geländer gerade gegen über stand, sehr ehrerbietig vor ihr, und hielt eine Rede an sie, deren Schluß ein auf diese Gelegenheit besonders verfertigtes Gebeth enthielt, welches alle Anwesende, Marien und ihre Leute allein ausgenommen, laut wiederhohlten.

Marie war während dem allen bloß mit ihrem Agnus Dei, ihrem Rosenkranze und ihrem Krucifix beschäftigt, hörte gar nicht auf die Rede des Dechants, sondern bethete anfänglich ganz leise; nach und nach wurde ihre Stimme vernehmlich, dann sagte sie ganz laut ein lateinisches Gebeth her,

welches bloß von ihren Thränen unterbrochen wurde. Auf einmahl verschob sie im Feuer ihrer Andacht das Polster ihres Sessels, fiel auf die Knie, und bath Gott in Englischer Sprache um die Wiederherstellung der alleinseligmachenden Religion, bethete für ihren Sohn und für die Königin von England, welche leztere Gott zu der Religion ihrer Väter zurückführen möchte.

„Ich hoffe," rief sie in einer Art von Entzückung aus, indem sie ihr Crucifix in die Höhe hob und mit unverwandten Augen ansah, „ich „hoffe alles von der Gnade meines Erlösers, wel„cher sein Blut für uns alle in seinem Versöhnungs„tode dahin gab, und um dessentwillen ich auch „jezt das Meinige zu vergießen ohne Murren „bereit bin."

„Ich bitte euch recht sehr, gnädige Frau," sagte Lord Kent hierauf, „behaltet Euren Erlöser „in Eurem Herzen, so wie Ihr bisher gethan „habt, und überlaßt diese papistischen Alfanzereyen „denen, welche albern genug sind, daran zu „glauben."

Die

Die Königin beantwortete die Rede des Lords mit einem mitleidigen Lächeln, und sezte ihr Gebeth in englischer Sprache mit lauter Stimme fort. Sie bath Gott, seinen Zorn von dieser Unglücklichen Insel abzuwenden, und allen Verirrten zu verzeihen, so wie sie allen denen von Grunde des Herzens verziehe, welche nach ihrem Blute dürsteten.

Die beyden Scharfrichter knieten hierauf vor ihr nieder, und bathen sie, sie möchte ihnen ihren Tod vergeben.

„O von Herzen gern!“ antwortete sie. „Dieser Tod wird hoffentlich allen Qualen ein Ende machen, die ich bis jezt habe erdulden müssen.“

Diese beyden Männer halfen ihr aufstehn, und fingen an, sie mit Beystand ihrer Kammerfrauen zu entkleiden. Der Eine griff nach dem Agnus Dei, das sie auf dem Sessel hatte liegen lassen: Marie wurde das gewahr, und bath ihn, es einer von ihren Weibern zuzustellen, welcher sie es bestimmt hätte, versicherte ihm aber dabey, daß er den Werth dafür an Gelde erhalten sollte.

Hierauf ließ sie sich geduldig — wiewohl sie selbst lächelnd sagte, sie sey an dergleichen Kammerdiener nicht sehr gewöhnt, — von ihnen

ihnen und ihren Kammerfrauen auskleiden, half auch hin und wieder selbst mit, und das alles mit so vieler Gemüthsruhe und Gegenwart des Geistes, als ob bloß vom Schlafengehn die Rede gewesen wär.

Als die Königin zur Hinrichtung völlig bereit, das heißt, im bloßen Unterrock und Hemd war, so konnten die Kammerfrauen, welche bisher ihre Wehmuth nur mit Mühe unterdrückt hatten, ihre lauten Wehklagen nicht länger zurückhalten. Die Königin, welche sich immer gleich blieb, umarmte und tröstete sie, und bath, sie möchten sie nicht beklagen, sondern für sie bethen.

„Auch Euch meine Freünde,“ fuhr sie mit einem äußerst heitern Gesicht fort, indem sie sich zu Melwin und seinen Gefährten wandte, welche außerhalb dem Geländer auf einer Bank saßen, und in Thränen zerflossen: „Auch Euch meine „Freunde bitte ich für mich zu bethen: das ist alles „was Eure sterbende Königin in den lezten Au„genblicken ihres Lebens von Euch verlangt.“

Hier zog eine ihrer Frauen ein geweihtes Tuch hervor, verband der Königin, nachdem sie es an-

andächtig geküßt hatte, den Kopf damit, und verließ nebst ihrer Gefährtin unter Schluchzen und Stöhnen das Schaffot.

Im nähmlichen Augenblicke kniete die Königin mit einem Muthe, dergleichen man unter ihrem Geschlechte vielleicht wenig finden dürfte, auf das Küssen nieder, rufte mit lauter Stimme aus: „In te Domine confido, non confundar in aeter„num!“ legte den Kopf auf den Block, nahm mit beyden Händen ihr Haar zusammen, und hielt es vorwärts in die Höh, und nachdem sie noch zwey oder dreymahl „in manus“ gerufen hatte, schlug ihr einer von den Nachrichtern auf den zweyten Hieb den Kopf ab.

* * *

Es giebt Leute, auch sogar in England, und besonders unter den dortigen Katholiken, welche ihr Liebesverständniß mit Bothwel, und den Antheil den sie an der Ermordung ihres Gemahls gehabt haben soll, in Zweifel ziehen. Aber leider ist die gute Königin so ganz unschuldig eben nicht. Es giebt Aktenstücke, die in England allgemein für

für authentisch anerkannt sind, welche über diese Sache nicht den geringsten Zweifel übrig lassen; die Art, wie man dieser Aktenstücke habhaft wurde, ist folgende:

Der Graf Morton fing einen von Bothwels Leuten auf, bey welchem ein kupfernes vergoldetes Kästchen gefunden wurde, in dem sich verschiedene von Marien eigenhändig an Bothwel geschriebene Briefe und auch ein Gedicht befanden. Diese Schriften werden noch in der Cottonschen Bibliothek zu London aufbewahrt, deren Stifter Ritter Cotton ist, ein Mann, durch seine Liebe für die Wissenschaften eben so berühmt und merkwürdig, als erlaucht durch seine Geburt. Er stammte unmittelbar aus dem Geblüte der Könige von Schottland, und König Jacob der Erste nannte ihn vorzugsweise seinen Vetter.

Das Gedicht besteht in französischen Stanzen, oder vielmehr in auf einander folgenden Sonnets; man könnte es eine verliebte Epistel, eine Heroide nennen. Heut zu Tage würde es eine Art von Phänomen seyn; aber in damahligen Zeiten machte alles Verse, besonders bey Hof. Unter der Regierung Franz des Ersten war das Dichten

schon stark Mode, unter Heinrich dem Zweyten nahm diese Mode zu, und unter Franz dem Zweyten, dessen Gemahlin Marie war, ging sie immer noch im Schwange. Kein Wunder also, daß auch Marie davon angesteckt wurde! Wirklich existiren auch noch andre Verse und einige Lieder von ihr.

Gern lieferte ich von dem Gedichte, wovon hier die Rede ist, eine Uebersezzung, zum Behuf derer unter meinen Lesern, welche es vielleicht in der Ursprache nicht verstehen möchten. Sachkundige aber werden mir es bekräftigen, wenn ich versichere, daß es wirklich unübersezbar ist, weil das Energische davon im Tone und in der Art des Vortrags liegt, und es also in einer Uebersezzung unendlich verlieren müßte.

Es heißt so:

O Dieux! ayez de moi compassion!
Et m'enseignez quelle preuve certaine
Je puis donner qui ne lui semble vaine
De mon amour et ferme affection?
Las! N'est il pas jà en possession
Du corps, du coeur, qui ne refuse point
Ni déshonneur, ni la vie incertaine,

Offenſe des parents, en pire affliction?
Pour lui tous mes amis j'eſtime moins que rien,
Et de mes ennemis je veux eſpérer bien:
J'ai haſſardé pour lui et nom et conſcience.
  Je veux pour lui au monde renoncer;
  Je veux mourir pour le faire avancer . . .
  Que reſte plus, pour prouver la conſtance?

*　　*
*

Elle *), pour ſon honneur, vous doit obéiſſance;
Moi vous obéiſſant, j'en puis recevoir blaſme,
N'eſtant, à mon regret, comme elle votre femme,
Et ſi n'aura pourtant en ce point préminence.
Pour ſon profit, ſans doute, elle uſe de conſtance;
Car ce n'eſt peu d'honneur d'eſtre de vos biens dame:
Et moi, pour vous aimer, j'en puis recevoir blaſme,
Et ne lui veux céder en toute l'obſervance.
Elle de votre mal n'a l'apprehenſion;
Moi je n'ai nul repos tant j'en crains l'apparence!
Par l'advis de parents elle eſt votre accointance;
Moi, maugré tous les miens, vous porte affection;
Et de ma loyauté prenez ferme aſſeurance.

*) Die Gemahlin Bothwels.

* * *

Par vous, mon coeur, et par votre alliance,
Elle a remis ſa maiſon en honneur;
Elle a joui par vous de la grandeur
Dont tous les ſiens n'avoient nulle eſpérance,
De vous, mon coeur, elle a eu la conſtance,
Et a gaignié pour un tems votre coeur.
Par vous elle a eu plaiſir et bonheur,
Et par vous a honneur et reverence,
Et n'a perdu ſinon la jouiſſance
D'un facheux ſot qu'elle avoit cherement.
Je ne la plains d'aimer donc ardemment
Celui qui n'a en ſens, ni en vaillance,
Ni en beauté, en bonté, ni conſtance,
Point de ſecond! . . . Je vis en cette foi.

* * *

Mais vous l'aimez: las! trop je l'appercoy ...
Et vous doutez de ma ferme conſtance,
O mon ſeul bien! Et ma ſeul eſperance!
Et ne vous puis aſſeurer de ma foi?
Et ſoubçonnez mon coeur ſans apparence,
Vous défiant, à trop grand tort, de moi,
Vous ignorez l'amour que je vous porte?
Vous ſoubçonnez qu'autre amour me transporte?
Vous eſtimez mes paroles du vent?

Et

* *
*

Et maintenant elle commence à voir
Qu'elle estoit bien de mauvais jugement,
De m'estimer l'amour d'un tel amant;
Et voudroit bien mon ami décevoir,
Par maint escrit tout fardé de savoir,
Qui pourtant n'est en son esprit croissant
Ains emprunté de quelque autre luissant,
On fait très bien un envoi sans l'avoir.
Et toutefois ses paroles fardées,
Ses pleurs, ses plaincts remplis de fictions,
Et ses haults cris et lamentations
Ont tant gaignié, que par vous sont gardées,
Quoique saichiez très-manquante de foi?
Et si l'aimez, et croyez plus que moi!

* *
*

Pour lui pourtant j'ai jetté mainte larme,
Premier qu'il fust de ce corps possesseur,
Duquel alors il n'avoit pas le coeur.
Puis me donna une autre dure allarme,
Quand il versa de son sang mainte dragme,
Dont de brief me vint tant de douleur,
De tremblement, de mortelle frayeur
De perdre, hélas, le seul rempart qui m'arme!
Pour lui depuis j'ai mesprisé l'honneur,
Et qui nous peut seul pourvoir de bonheur;

Pour lui tous mes parents j'ai quittés et amis,
Et tous autres reſpects pour lui ſont à part mis,
De lui ſeul, en un mot, je cherche l'allianc e.

* * *

De vous je dis, ſeul ſoutient de ma vie,
Tant ſeulement je cherche à m'aſſurer,
Et ſi oſe de moi tant préſumer,
De vous gaignier meſme maugré l'envie;
Car c'eſt le ſeul déſir de votre chere amie,
De vous ſervir et loyaumant aimer,
Et tous malheurs moins que rien eſtimer,
Et votre volonté de la mienne ſuivie.

* * *

Vous cognoiſtrez par mon obéiſſance,
De mon loyal devoir n'obmettant la ſcience,
A quoi,j'eſtudierai pour tousjours vous complaire;
Sans aimer rien que vous, ſous la ſubjection
De qui je veux, ſans nulle fiction,
Vivre et mourir: et à ce j'obtempere.
Mon coeur, mon ſang, mon ame et mon ſouci
Las! Vous m'avez promis, qu'aurions plaiſir
De deviſer avec vous à loiſir
Toute la nuit? Et je languis ici!

Ayant

* * *

Ayant le coeur d'extreme paour transi
Pour me veoir absent de but de mon désir,
Crainte d'oubli toujours me vient saisir!
Et d'autres fois je crains que rendurci
Soit contre moi votre aimable coeur
Par quelques dits d'un meschant rapporteur.
Une autre fois je crains quelque avanture
Qui par chemin destourne mon amant
Par un facheux et nouvel accident:
Dieux! destournez tout malheureux augure!

* * *

ENVOI.

Ne vous voyant, selon qu'avez promis,
J'ai mis la main au papier pour escrire.
D'un mal cuisant que j'ai voulu transcrire
Je ne sais pas quel sera votre avis:
Mais je sais bien qui mieux aimer saura,
Et dirois bien qui plus y gaignera.

Diese Verse, wovon sich in oberwähnter Bibliothek das Original von Mariens eigner Hand befindet, sind doch wohl ein augenscheinlicher Beweis, bis zu welchem Grade von Hef-

tigkeit Mariens Leidenschaft für Bothwel gestiegen war. Diese Leidenschaft auf der einen Seite, und auf der andern die Gleichgültigkeit, oder vielmehr die Verachtung, die sie gegen ihren Gemahl empfand, mit welchem sie sich bloß aus Convenienz verbunden hatte, würden es schon allein wahrscheinlich machen, daß sie an dem Tode dieses Gemahls Antheil hatte, wenn es nicht folgender Brief, wovon das Original im erwähnten Kästchen unter noch mehrern andern sich befand, außer allem Zweifel sezte:

„Mein lieber Freund!

„Man kann leicht denken wie mir zu Muthe war, als ich den Ort verlassen hatte, wo ich mein Herz zurückließ; denn was ist der Körper ohne Herz? Das ist die Ursache, warum ich bis zum Mittagsessen fast ganz stumm war. Auch hatte niemand Lust mit mir zu sprechen, denn man merkte wohl, daß kein gutes Wetter war. Ohngefähr vier Meilen vor der Stadt kam mir ein Abgeordneter des Grafen von Lenox entgegen, welcher mich in seinem Nahmen bewillkommte, und

ihn entschuldigte, daß er nicht selbst gekommen sey. Der Graf, sagte er, habe es nicht gewagt, weil ich ihn zu Cunigham mit so harten Worten angelassen hätte. Ich antwortete ganz trocken, wer sich fürchtete, dem sey nicht zu helfen, und der Graf würde gewiß nicht so verzagt seyn, wenn er sich völlig rein wüßte: kurz ich stopfte dem Menschen den Mund. Auch kam mir Sir Jacob Humbleton entgegen, um mich zu sehen, und mir zu sagen, er würde sich, ohne meinen ausdrücklichen Befehl nicht mit den Stuarts verbinden.

„Es ist mir keiner von den Einwohnern entgegen gekommen, welches mich glauben macht, daß sie es mehr mit diesem da *) als mit mir halten. Auch habe ich außer meiner Suite keine Seele von der Noblesse gesehen. Der König ließ gestern Joachim zu sich rufen, und fragte ihn, warum ich nicht bey ihm wohnte? Er meinte, wenn ich das thäte, so würde er eher wieder hergestellt **) werden. Item: Weswegen ich gekommen sey?

*) Hier meint sie den König ihren Gemahl.

**) Der König war nähmlich damahls krank, weil man ihm kurz vorher Gift beygebracht hatte, welches aber nicht so wirkte, wie man hoffte.

Ob ich mich mit ihm aussöhnen wolle? Ob Ihr auch mit gekommen wärt? Ob ich meine Domestiken ernannt hätte? Ob ich Paris und Gilbert aufgenommen hätte, damit sie mir schrieben? Und ob ich Joseph nicht entlassen wollte?

„Ich begreife nicht, wer ihm so viel verrathen haben muß: Er hat sogar Sebastians erwähnt.

„Ich meiner Seits fragte ihn, was er denn eigentlich damit sagen wollte, daß er sich in seinen Briefen über die Grausamkeit einer gewissen Person beklagte? *) Er antwortete mir, er sey über meine Ankunft erfreuet, und er sey so vergnügt mich zu sehn, daß er für Freuden sterben möchte. Indessen war es ihm doch gar nicht recht, daß ich so tiefsinnig war. Ich ging bald drauf zum Abendessen. Der Ueberbringer dieses kann Euch das Weitere sagen.

„Er hatte mich gebethen, wieder zu ihm zu kommen, das that ich auch. Er erzählte mir seinen üblen Zustand, und sezte hinzu, er würde kein Testament machen, sondern ich sollte alles ha-

*) Diese gewisse Person war niemand als Marie selbst.

haben, was er verließ: ob ich gleich die einzige Ursache seiner Krankheit sey, weil er sich so sehr darüber gekränkt hätte, daß ich gegen ihn so abgeneigt gewesen sey. „Ihr fragtet," fuhr er fort, „Ihr fragtet vorhin, was ich unter der Grausamkeit verstände, über die ich mich in meinen „Briefen beklagte? Das geht niemanden als Euch „an, die weder meine Versprechungen noch meine „Reue rühren können. Ich gestehe es, ich habe „mich gröblich an Euch vergangen, nur in der gewissen Sache nicht, die ich immer abgeläugnet habe. „Auch habe ich einige Eurer Unterthanen beleidigt; „das habt Ihr mir aber schon verziehen. Ich bin „noch jung. Ihr macht mir indessen den Vorwurf: „Ihr hättet mir so oft schon verziehn, und ich „beging demohnerachtet die alten Fehler immer „wieder; aber wenn man in meinen Jahren ist, „und keinen Führer keinen Rathgeber hat, so ist „es einem ja wohl zu übersehen, wenn man zwey „dreymahl strauchelt, wenn man noch obendrein „seine Fehler bereut, und es einem Ernst ist, sich „zu bessern. — Wenn Ihr mir aufrichtig verzeihen wollt, so verspreche ich feyerlich, Euch „nie wieder zu beleidigen. Ich verlange dagegen

„nichts

„nichts weiter von Euch, als daß wir gemein„schaftlich Tisch und Bette haben, wie rechte „Eheleute. Wenn Ihr mir das nicht bewilligt, „so stehe ich gewiß niemahls wieder von diesem „Lager auf; denn Gott ist mein Zeuge, was ich „mir für Vorwürfe darüber mache, daß ich Euch „beynahe abgöttisch verehrt habe, und daß ich „fast nichts anders zu denken fähig bin als Euch. „Das peinigt mich in meinen jezzigen Umständen „so, daß es mich oft vernunft- und trostlos macht.“

„Ich fragte ihn hierauf, warum er denn so viel Bedenklichkeiten äußerte, in dem englischen Schiff abzureisen? Das läugnete er, und beschwor es sogar. Indessen gestand er mir doch, daß er mit Engländern gesprochen habe. . . Er drang sehr in mich, daß ich in seinem Hotel wohnen möchte: das schlug ich aus, weil es erst gereinigt werden müßte, was sich vor der Hand nicht thun ließ. Er sagte mir ferner, er habe gehört, ich sey in einer Sänfte gekommen, und das sey ihm sehr leid, weil er lieber die Reise in meiner Gesellschaft gemacht hätte. Ich antwortete ihm, ich würde ihn mit mir nach Cramilhaer nehmen, wo ihn die Aerzte und ich besser pflegen und warten

könn-

könnten, und damit ich mich auch nicht zu weit von meinem Sohne entfernen dürfte. Er erwiederte, er sey bereit zu gehen, wohin ich für gut befände: nur wünsche er von niemanden gesehn zu werden. Auch versprach er mir nochmahls, er wolle lieber sterben, als nur das geringste thun, was mir Verdruß machen könnte.

„Nachdem bediente er sich so vieler kleinen Schmeicheleyen, und das mit so vielem Nachdruck, und doch auch mit so vieler Bescheidenheit, daß Ihr Euch drüber verwundert haben würdet, wenn Ihrs mit angehöret hättet. Viel fehlte nicht, so hätte ich vergessen, was er mir wegen Hiegait gesagt hatte. Von mir vermuthete er sich gar nichts arges; er würde nie glauben, daß ich, die ich sein eignes Fleisch und Blut sey, ihm etwas übles zufügen könne; und er wisse wohl, daß ich zu allem dem meine Einwilligung verweigert habe. Wenn ja irgend jemand auf sein Leben einen Versuch wagte, so würde er es ihm gewiß theuer genug verkaufen: bis jezt sey ihm aber niemand verdächtig, auch würde es ihm niemand werden, und er würde alle die schäzzen, die ich schäzte.

„Er

„Er wollte mich gar nicht von sich lassen, sondern hätte es gern gesehn, wenn ich bey ihm gewacht hätte. Ich that als ob ich ihm das alles glaubte, und als ob es mir recht sehr zu Herzen ging, versicherte ihm, daß ich für diese Nacht unmöglich aufbleiben könnte, und darauf erwiederte er, er würde eine sehr schlechte Nacht haben.

„Ich habe ihn noch in seinem Leben nicht sich so gut benehmen gesehn, auch hat er nie so sanft mit mir gesprochen. Hätte ich nicht aus Erfahrung gewußt, daß sein Herz so weich wie Wachs ist, und wär das meinige nicht so hart wie Diamant, so hart, daß es kein Pfeil durchdringen kann, er müßte denn von Eurer Hand abgeschossen seyn, so hätte ich mich beynahe können verleiten lassen, Mitleiden mit ihm zu haben. Indessen braucht Ihr seinetwegen nicht in Furcht zu seyn: diese Festung bleibt Euch aufbehalten bis in den Tod. Nur nehmt Euch in Acht, daß die Eurige nicht von dieser treulosen Nation überrumpelt wird; denn ich glaube, diese Leute haben alle in Einer Schule gelernt.

„Dieser Mensch *) hat immer die Augen voller Thränen; er grüßt alle Welt, bis auf die allergeringsten, um sie zum Mitleiden gegen sich zu bewegen. Heute ist seinem Vater Blut zu Nase und Mund herausgelaufen. Ich gebe Euch zu errathen, was das für eine Vorbedeutung seyn mag **).

„Das alles habe ich am ersten Tage meiner Ankunft geschrieben; morgen denke ich den Brief zu schließen. Ich schreibe Euch alles; Ihr könnt Euch das Beste herauslesen, und Euer Urtheil darüber fällen.

„Macht es Euch nicht zu lachen, daß ich so schön lügen kann? Wenigstens kann ich mich doch recht gut verstellen, ohne etwas ganz unwahres zu sagen. Wir beyde sind zwey Menschen von der treulosen Gattung zu unserm Unglücke verbunden: der Teufel trenne uns von ihnen, und Gott vereinige uns mit einander auf ewig. Das ist es, worauf ich lebe und sterbe. Ich befinde mich gar nicht

*) Der König.

**) Man erinnere sich hier, daß das im Geiste des Aberglaubens der damahligen Zeiten geschrieben ist.

nicht, so wie ich mich befinden möchte. Alles um mich her schläft, und ich kann nicht schlafen, wenigstens nicht so schlafen, wie ich gern schlafen möchte, das heißt, in den Armen meines geliebten Freundes, für den ich zu Gott bethe, daß er alles Unglück von ihm abwenden, und ihm zu seinen Unternehmungen Glück geben möge!

„Gebt mir doch bald Nachricht, was Ihr über die bewußte Sache zu thun beschlossen habt, damit wir einander verstehn, und nicht eins dem andern entgegen handelt. Ich bin fast nackend, und möchte schlafen gehn, kann mich aber dem ohnerachtet nicht enthalten, das noch übrige Papier vollzuschmieren. Verdammt sey dieser Schäckichte,*) der mir so viel Unruhe macht! Wenn er nicht wär, so hätte ich viel angenehmern Stoff gehabt zu schwazzen. . . . Er war eben nicht sehr mißtrauisch, und doch hat er eine gute Portion bekommen. Er hat mich fast mit seinem Odem umgebracht, (denn der Geruch ist viel stärker als bey Eurem Vetter,) und doch komme ich ihm nicht sehr nahe: ich sezze mich immer auf einen Sessel der zu seinen Füßen steht, weil ich da am weitesten von ihm bin.

„Fast

*) Wieder der König.

„Fast hätte ich vergessen, Euch zu melden, daß Sir Levingston beym Abendessen der Miß Revel ins Ohr sagte, sie möchte auf die Gesundheit der bewußten Leute trinken, ich würde ihr schon in deren Nahmen Bescheid thun.

„Ich habe heute bis zwey Uhr an beykommendem Brasselet gearbeitet, um den Schlüssel darin zu verbergen, der von unten mit zwey Saiten daran befestigt ist. Es ist schlecht ausgefallen, weil ich so wenig Zeit dazu hatte, aber ich werde schon ein schöneres machen. Gebt nur Achtung, daß es niemand von den Leuten zu sehen bekömmt, die jezt hier um mich sind, denn jedermann würde es erkennen, weil ich's in aller Eile und vor aller Augen habe machen müssen."

* * *

Tags darauf.

„Jezt komme ich zu meinen verhaßten Betrachtungen.

„Um Euretwillen muß ich mich so verstellen, daß ich mich selbst verabscheue, denn Ihr zwingt mich, die Verrätherin nicht bloß zu spielen.

Vergeßt nur nie, daß bloß das Verlangen Euch gefällig zu seyn mich so weit bringt, denn sonst wollte ich lieber sterben, als solche Dinge begehn; denn das Herz blutet mir, wenn ich nur daran gedenke.

„Er will durchaus nicht mit mir kommen, außer unter der Bedingung, wenn ich ihm verspreche, Tisch und Bette mit ihm zu theilen, wie vorher. Wenn ich das thue, so will er mir folgen, und alles thun was ich haben will. Nur hat er mich gebethen, noch zwey Tage auf ihn zu warten . . . Kurz, Ihr könnt ihn durch mich hin haben, wohin Ihr wollt. Ach! Ich habe in meinem Leben noch niemanden betrogen! Aber Euch zu Gefallen thue ich alles, unterwerfe mich in allem Eurem Willen. Laßt mich wissen, was ich thun soll: ich werde es befolgen, was auch daraus entstehen mag. Ueberlegt es doch, ob Ihr nicht eine verdecktere, geheimere Art ausfündig machen könnt, als einen Trank. Er wird zu Cregmilhaer Arzney und Bäder brauchen. So viel ich merken kann, hegt er großen Verdacht: indessen äußert er viel Zutrauen zu mir, doch aber nicht so viel, daß sein Argwohn nicht dann und wann vor-

vorschlüge. Ich könnte ihm alles gestehn, alles bekennen, wenn Ihr nichts dagegen hättet; denn ich kann mich nicht entschließen, den zu hintergehn, der sich auf meine Ehrlichkeit verläßt. In jeder andern Sache könnt Ihr unumschränkt über mich gebiethen.

„Ich bitte Euch, hegt keine schlechte Meinung von mir, denn Ihr seyd es ja selbst, der mich dazu verleitet. Wenn es bloß um meine Privatrache zu thun wär, so könnte ich mich nimmermehr zu so etwas gegen ihn entschließen. Er hat schon den Ort gegen mich erwähnt, von welchem er sich nichts gutes vermuthete . . . Er sagt auch, ich müsse nicht ganz Herr von mir und meinen Handlungen seyn, weil ich die Bedingungen nicht eingehen will, die er mir angebothen hat. Kurz, so viel ist sicher, daß er sich wegen dem Bewußten nichts gutes vermuthet, und daß er für sein Leben fürchtet.

Indessen, wenn ich ihm ein paar gute Worte gebe, so erhohlt er sich von seiner Furcht . . . . Laßt mich wissen, ob Ihr etwas Geld braucht, und wenn ich wieder zu Euch kommen kann, und wie ich mich benehmen soll, wenn ich mit ihm rede.

Sein Vater hält sich immer zu Hause, ich habe ihn noch nicht gesehn. Alle Freunde des andern begleiten mich, wenn ich ihn besuche. Er hat mich gebethen, morgen zeitig zu ihm zu kommen, um bey seinem Lever zu seyn. Im Fall das geschieht, so wird Euch der Ueberbringer dieses, Arnot, das weitere sagen. Wenn ich diesen Abend noch etwas hier erfahre, so werde ich mirs aufmerken: Arnot wird Euch also sagen, warum Ihr weiter nichts von mir hört. Verbrennt diesen Brief, denn es könnte gefährlich seyn, wenn er in unrechte Hände käm. Es muß alles äußerst verschwiegen und heimlich zugehn . . . Ich habe nichts als verdrüßliche Dinge im Kopfe . . .

„Jezt also, mein lieber Freund, weil ich um Euch zu Gefallen zu seyn, weder auf meine Ehre, noch auf mein Gewissen, noch auf alles was daraus entstehen könnte, noch auf meine Größe, welche sie auch immer seyn mag, nur die geringste Rücksicht nehme, bitte ich Euch, das gut aufzunehmen, und nicht nach der Auslegung, die der falsche Bruder Eurer Frau davon machen könnte, auch dieser kein Wort zu glauben, was sie Euch auch gegen die beste Freundin die Ihr habt, und

in

in Eurem Leben bekommen werdet, allenfalls sagt. Für diese warne ich Euch vornehmlich, denn ihre falschen Thränen verdienen gewiß gegen das nicht in die geringste Betrachtung zu kommen, was ich thue, um mich einmahl mit der Zeit ihrer Stelle würdig zu machen. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, verrathe ich diejenigen, (ob das gleich im Grunde meinem Naturell völlig zuwider ist) die mir dabey im Wege stehen können. Gott verzeihe mir das, und gebe Euch, mein einziger Freund, so viel Glück und Segen, als Euch Eure gute Freundin wünscht, welche für alles das, was sie Euretwegen erduldet, keine andre Belohnung erwartet.

„Denkt hübsch an Eure Freundin, und schreibt ihr oft. Liebt mich, so wie ich Euch liebe, das ist das Einzige, was ich wünsche.“

* * *

Die übrigen Briefe sind ohngefähr mit diesem gleichen Inhalts. Sie drücken mehrentheils Furcht und Angst, Vorwürfe und Gewissensbisse über ein Unternehmen aus, in welches sich die strafbare

Gattin zum Einverständnisse verleiten ließ, und von dem abzustehen die Gewalt einer zügellosen Leidenschaft ihr Muth und Kraft raubte.

Merkwürdig ist, daß alle gleichzeitige Schriftsteller uns den König ihren Gemahl als den schönsten Mann seiner Zeit schildern, dahingegen Bothwel ein Mensch von ganz gemeiner Alltagsgestalt, und von Seiten seiner Aufführung äußerst verschrieen war.

Bothwel wurde allgemein für den Mörder des Königs anerkannt. Seine kurz darauf folgende Vermählung mit Marien brachte die conföderirten Schotten vollends gegen ihn auf, und nöthigte ihn bey seinem Vetter, dem Bischof von Murray Schuz zu suchen. Da er sich auch hier nicht sicher sah, entfloh er auf die Orkadischen Inseln.

Es begleitete ihn eine kleine Anzahl von Leuten, welche eben so verzweifelt waren als er. Das Elend brachte ihn endlich zu einem Entschluß, der das Maß seiner Unehre vollmachte. Er rüstete einige kleine Fahrzeuge aus, und wurde Seeräuber. Er sah sich genöthigt, sich an die Norwegischen

Küsten

Küsten zurückzuziehn. Dort traf er auf ein reich beladenes Schiff: er griff es an, und mußte sich endlich nach einem langen und hartnäckigen Gefechte mit seinen Leuten ergeben. Man erkannte ihn bald, und die Achtung für seinen Rang war es bloß, die ihn von dem schändlichen Tode rettete, den seine Gefährten erdulden mußten.

Nachdem er hier zehn volle Jahre im Gefängniß geschmachtet hatte, brachten ihn endlich Tiefsinn und Verzweiflung um seine Vernunft, und er starb in voller Raserey.

Parallele zwischen Margarethe von Valois, Gemahlin Heinrich des Vierten und Marie Stuart.

Omne simile claudicat.

Eine wie die andere verlor den Vater in der frühesten Jugend. Beyde waren zu ihrer Zeit allgemein bewunderte Schönheiten, darüber sind alle gleichzeitige Schriftsteller einig, so wie über ihre Geistesgaben. Beyde schrieben gleich gut, sowohl in Versen als in Prose. Beyde waren außer ihrer Muttersprache noch verschiedner andrer vollkommen mächtig. Beyder Umgang war äußerst einnehmend und reizend. Beyde besaßen eine liebenswürdige Lebhaftigkeit, und überhaupt alle jene be-

beneidenswürdigen Naturgaben, welche, wenn sie durch Erziehung ausgebildet werden, die Weiber so unbeschreiblich interessant machen. Beyde wurden die Zierde eines Hofes, welcher in damahliger Zeit der glänzendste von Europa war. Beyde durften sich nur blicken lassen, so flogen ihnen alle Herzen entgegen. Marie war von der Wiege an Königin, und doch würde sie nichts als den bloßen Titel geführt haben, hätte sie nicht in Frankreich einen Zufluchtsort und eine Krone gefunden. Margarethe war mit Ansprüchen auf den Thron gebohren, wurde mit dem neunzehnten Jahre Königin, und sah sich durch ihre Heurath zum zweytenmahle gekrönt, so wie Marie. Die leztere genoß während ihres Aufenthalts in Frankreich eines bloß vorübergehenden Glücks, das sie kaum Zeit hatte, recht kennen zu lernen. Margarethe hatte als Königin von Navarra nichts als einen großen Titel, der sie aber weder vor Kummer noch vor Schmach schüzte. Die junge unbesonnene Marie, ganz sich selbst und dem Einflusse ihrer Leidenschaften und böser Rathgeber überlassen, wurde die Schöpferin ihres eignen Unglücks. Margarethe zog sich ihre Unfälle durch

ihre Ausschweifungen zu, die sie ohne allen Scheu beging, und ohne die geringste Schonung oder Rücksicht des hohen Ranges, zu welchem sie das Glück erhoben hatte. Was auch die Lobredner dieser beyden Fürstinnen sagen mochten, konnten sie doch nicht verhindern, daß die Geschichte ihre Stimme laut gegen sie erhob; und ihre Fehler sind in ihrem ganzen Lichte auf die Nachwelt gekommen. Vielleicht wären sie von der einen Partey mit minderer Strenge behandelt worden, wenn sie die andere nicht gar zu übertrieben gelobt hätte.

So lange Marie Stuart sich am französischen Hofe erst mit dem Titel Reine Dauphine, dann als Königin befand, trübte kein Wölkchen die Heiterkeit ihrer Tage. Aber leider war die Regierung ihres Gemahls Franz des Zweyten so kurz; Catharine von Medicis haßte sie ingeheim, wegen der Guisen ihrer Onkels. Dieß nöthigte Marien nach Schottland zurückzugehen, und von diesem Augenblicke an erklärte sich das Schicksal auf die grausamste Art gegen sie. Unglücklicherweise thaten ihre mannigfaltigen Unbesonnenheiten und Fehltritte, ihre unüberlegten Heurathen, und die Art, wie sie sich gegen ihre beyden

lez=

lezten Gemahls betrug, das übrige, um sie in ein unabsehbares Verderben zu stürzen.

Margarethe von Valois hatte, so wie sie, in ihrer Jugend ein sehr glückliches Schicksal. Sie wurde von ihrem Vater Heinrich dem Zweyten auf das zärtlichste geliebt. Ihr Bruder Carl der Neunte trieb seine Neigung zu ihr bis zu einem Grade, welcher sogar Verdacht erregte, und zu allerhand zweydeutigen Gerüchten Anlaß gab. Ihre Mutter Catharine von Medicis vergötterte sie, und sagte mehr als Einmahl öffentlich: „Margarethe sey ein redender Beweis von „der Ungerechtigkeit des Salischen Gesezzes. Mit „den Talenten, womit der Himmel dieses liebe Kind „ausgerüstet habe, könnte es füglich neben den „größten Königen in der Geschichte glänzen.“ Aber ihre unbesonnene und sogar etwas zweydeutige Anhänglichkeit an ihren Bruder, den Herzog von Alençon, dann ihr sehr merkbares Liebesverständniß mit dem Herzog von Guise, ihr Haß und ihr äußerst beleidigendes Betragen gegen ihren Gemahl, den König von Navarra, und ihre verschiedenen Liebeshändel, welche sie nichts weniger

als versteckt trieb, und die daher nicht selten großes Aufsehen erregten, machten endlich ihr Unglück.

Marie Stuart verging sich gegen Wohlstand und Politik; das brachte sie in das Gefängniß nach Fotringhay. Margarethe von Valois machte sich durch ihre zügellose Aufführung der Eisen würdig, welche sie im Schlosse von Usson erwarteten: und wär Heinrich der Vierte so grausam gewesen wie Heinrich der Achte von England, wer weiß, ob Margarethe nicht Mariens trauriges Loos gehabt hätte. An ihr lag es wenigstens nicht, daß ihr das nicht widerfuhr; denn durch ihren so ärgerlichen und zugleich für ihren Gemahl so demüthigenden Scheidungsproceß, durch ihre skandalöse Aufführung, und durch die Treulosigkeit gegen ihren König und Gemahl — denn sie war es, welche die Provinz Auvergne wider ihn aufwiegelte — hätte sie sich eines solchen Schicksals nicht so ganz unwürdig gemacht. Marie und Margarethe waren beyde religiös bis zur Bigotterie, und daher vielleicht ihre Ausschweifungen: denn Leute, welche aus dem Bethen so zu sagen Profession machen, haben ihrer Meinung nach mehr Credit im Himmel als andre

Leute,

Leute, und erlauben sich alles, weil sie glauben durch Bethen und Fasten alles wieder gut machen zu können. Auch brauchten sie ihre Andacht zum Deckmantel, unter welchem sie die größten Schandthaten begingen, wie Andächtler gewöhnlich zu thun pflegen; und auch das kann einige ihrer Lobredner vielleicht irre geführt haben.

Der einzige Unterschied zwischen beyden Fürstinnen ist, daß Mariens Unfälle viel größer waren, als Margarethens ihre; daß sie ihre begangenen Fehltritte durch einen Tod büßte, dem gewiß kein gefühlvolles Geschöpf seine Thränen versagen kann; und was uns noch mehr mit der armen Unglücklichen aussöhnen muß, ist die Resignation, die außerordentliche ungewöhnliche Ergebung und Standhaftigkeit, mit welcher sie ihr trauriges Schicksal beschloß: eine Standhaftigkeit, die wahrscheinlicherweise um desto aufrichtiger und ungeheuchelter war, weil sie vermuthlich das Resultat ihrer einsamen Betrachtungen während einer achtzehnjährigen Gefangenschaft war.

Margarethe hingegen übergab dem Himmel bey ihrem Ende im Grunde nichts anders, als was die Welt nicht mehr haben wollte.

Eine Anekdote
Margarethe von Valois betreffend.

Diese Anekdote wird hoffentlich hier nicht am unrechten Orte stehen, weil sie beweist, wie ungescheut Margarethe ihre Ausschweifungen beging, und wie allgemein bekannt sie waren, so daß sich der Hofnarr Heinrichs des Vierten erfrechen durfte, ihn sogar in Gegenwart seiner Höflinge mit der Untreue seiner Gemahlin aufzuziehn.

Die Sache ist folgende.

Heinrich pflegte oft auf die Anhöhe von Montmartre zu gehn, von welcher man Paris am besten übersehen kann, um sich an dieser Ansicht seiner guten Stadt, wie er sie immer zu nennen pflegte, zu ergözzen. Einesmahls sah er zwischen seinen Beinen durch, um sich den Anblick noch perspektivischer zu machen, und rufte in einem Anfalle seines gewöhnlichen guten Humors aus: „Que „je vois de nids de Cocus!“ Gallet, sein Hofnarr machte augenblicklich dieselbe Positur, und sagte: „Sire, je vois le Louvre.“ Heinrich lachte herzlich über die Naivetät seines Narren.

Ein Brief
von
Marie Stuart
an
die Königin Elisabeth.

Das Original dieses Briefs ist in englischer Sprache, und befindet sich, wie man versichert, in der Harleyischen Bibliothek zu London. Er ist sehr sonderbaren Inhalts, und außer dem, daß er uns über Elisabeths Charakter und Intriguen mancherley Aufschlüsse giebt, stellt er auch das eigentliche Verhältniß beyder Königinnen gegen einander in ein Licht, welches uns begreiflich macht, daß Elisabeth aus beleidigter weiblicher Eitelkeit Mariens Freundin schlechterdings nicht seyn konnte. Freylich ist er im Grunde nichts als ein genaues Protokoll von Invektiven einer dritten Person gegen Elisabeth: aber ich überlasse es meinen Lesern,

selbst

selbst zu beurtheilen, ob Elisabeth Ursache hatte, Marien ihre historische Treue sehr Dank zu wissen.

* * *

Ihr wollt es, meine liebe Schwester? Ihr befehlt es? Ich soll Euch also durchaus alles wiederhohlen, was die Gräfin von Shrewsbury gegen mich von Euch gesagt hat, soll Euch nichts verschweigen, keinen Ausdruck mildern, den ihr der Unwille gegen Euch eingab, Euch alles wörtlich erzählen, wodurch sie Euch in meinen Augen herabsezzen wollte? Ihr sagt, Ihr wißt schon bereits durch andre genug davon, um urtheilen zu können, ob ich in meiner Erzählung getreu bin, oder ob ich etwas verschweige: und daraus wollt Ihr nachher auf die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen gegen Euch schließen.

Gott allein weiß es, meine liebe Schwester, wie viel es meinem Herzen kostet, an einer armen Frau zur Verrätherin zu werden, die mir ihr ganzes Zutrauen schenkte, die ich seit so langer Zeit für meine Freundin gehalten habe, und die

sich

sich von Euch beleidigt glaubte. Auch ist es mir nicht minder unangenehm, Euch Dinge wiederhohlen zu müssen, die Euch empfindlich seyn, die Euch kränken müssen. Indessen kann ich Euch versichern, daß ich ihr auf alle diese Dinge durch nichts anders geantwortet habe, als durch Verweise, wie sie sich unterstehen könnte dergleichen von Euch zu reden, und wie sie glauben könnte, daß ich dergleichen Abscheulichkeiten von Euch auch nur als wahr ahnden würde.

Ihr wollt es, meine liebe Schwester, und ich gehorche. Ich will Euch dieses Opfer bringen, und aus der Freymüthigkeit, welche in meiner Erzählung herrschen wird, sollt Ihr auf meine Ergebenheit gegen Euch schließen.

Erstlich hat mir also die Gräfin gesagt, und hat sogar drauf geschworen, daß der, dem Ihr im Beyseyn einer von Euren Frauen die Ehe versprochen hättet, schon vorher, und zu wiederhohlten Mahlen bey Euch geschlafen habe, und daß er so frey und so vertraut mit Euch umgegangen sey, als nur immer ein Mann mit seiner Frau thun könne.

Da Eure Majestät nicht so beschaffen wär, wie andre Weiber, so sey es von Eurer Seite die äußerste

Tollheit gewesen, Euch zu stellen, als sey Euch an Eurer Vermählung mit dem Herzoge von Anjou so viel gelegen, da Ihr doch nur zu gut gewußt hättet, daß diese Ehe nie hätte förmlich vollzogen werden können.

Indessen wärt Ihr, troz Eurem Naturfehler, nichts weniger als des Willens auf das Vergnügen Verzicht zu thun, frey und ungehindert Eurer sonderbaren Liebeshändel zu pflegen, sondern wechseltet vielmehr so oft mit den Liebhabern, als es Euer Eigensinn oder Eure Lüste erheischten.

Es sey ihr oft leid gewesen, daß Ihr Euch mit Sir Hatton, oder irgend einem andern Manne von seinem Charakter, nicht allein hättet befriedigen wollen. Was sie aber vollends gegen Euch erbittert habe, das sey Euer Benehmen mit einem gewissen Simier, einem Vagabonden, von dessen Stand und Herkunft niemand etwas gewußt hätte. Um dieses Menschen Willen hättet Ihr alles Gefühl von Ehre und Schaam bey Seite gesezt, so, daß ihr ihn sogar des Nachts in dem Zimmer einer von Euren Weibern aufgesucht hättet, welcher sie, wie sie sagte, Vorwürfe darüber gemacht hat.

Fer-

Ferner: Sie habe Euch mit diesem nichtswürdigen elenden Menschen nicht allein auf den vertraulichsten und unanständigsten Fuß umgehn sehn, sondern auch hören müssen, daß Ihr Euch sogar so weit vergessen hättet, ihm Staatsgeheimnisse anzuvertrauen. Kurz Ihr wäret mit Euren Gunstbezeigungen gegen ihn eben so verschwenderisch gewesen, als gegen den Herzog seinen Herrn, welchem Ihr einmahl des Nachts, als er sich an Eurer Thür zeigte, im bloßen Hemde entgegen gelaufen wäret, ihn in Euer Bette geführt, und nicht eher als mit anbrechendem Tage von Euch gelassen hättet.

Was Sir Hatton, Simiers Vorgänger betrift, so wäret Ihr so in ihn verliebt gewesen, daß Eure Leidenschaft für ihn vor den Augen des ganzen Hofes ausgebrochen wäre, und er aus Achtung und Schonung für Euren guten Nahmen sich genöthigt gesehn habe, sich davon zu entfernen. Auch wäret Ihr auf Killigrew, den Ihr abschicktet um Sir Hatton wieder zurückzubringen, als er unverrichteter Sachen wieder zurückkam, so erbittert gewesen, daß Ihr ihm öffentlich eine Ohrfeige gegeben hättet.

Sie selbst, die Gräfin, habe sich in der Zeit, als ihr noch Eurer Majestät Ehre und guter Nahmen am Herzen lag, alle Mühe gegeben, zwischen der Gräfin Lenox, ihrer Tochter, und Sir Hatton eine Vermählung zu Stande zu bringen: er habe aber Eurer Majestät Eifersucht zu sehr gefürchtet, um ihren Vorschlägen Gehör zu geben.

Der Graf von Oxford habe sich, aus eben dieser Ursache, während seines Verständnisses mit Eurer Majestät nicht einmahl getraut, zu einer ihm vorgeschlagenen Aussöhnung mit seiner Gemahlin die Hände zu biethen, weil er fürchtete dadurch um die Vortheile zu kommen, welche er vermittelst Eurer Gunst zu erlangen hoffte. Auch wäret Ihr gegen diejenigen sehr freygebig, welche in die Geheimnisse Eurer Liebeshändel eingeweiht wären. So hättet Ihr zum Beyspiel einmahl einem gewissen Kammerdiener George drey hundert Pfund Sterling geschenkt, weil er Euch die Nachricht von Sir Hattons baldiger Rückkunft gebracht habe. Außerdem aber wäret Ihr gegen alle Eure Unterthanen so undankbar als geizig; denn im ganzen Königreiche wären kaum drey bis vier Menschen, denen Ihr Wohlthaten erwiesen hättet.

Was

Was ich Euch jezt erzählen will, meine liebe Schwester, das werdet Ihr kaum glauben können: Die Gräfin wollte mich gar einmahl bereden, ich sollte meinen Sohn dahin vermögen, daß er sich verliebt in Euch stellte. Sie meinte, das könnte sehr vortheilhaft für mich seyn, und Euch vielleicht dahin bringen, den Herzog von Anjou nach Frankreich zurückzuschicken, der mir außerdem in mehr als Einem Fall äußerst nachtheilig seyn dürfte. Ich erwiederte ihr, das könnte mir für einen übel angebrachten Scherz ausgelegt werden: darüber lachte sie mir gerade ins Gesicht, und sagte, Ihr hättet von Euren Reizen eine so hohe Meinung, daß Ihr von der Seite nichts für unmöglich, und Euch für ein überirdisches Wesen hieltet. Sie wollte mir ihren Kopf zum Pfande sezzen, daß es ihr äußerst leicht fallen sollte, Euch zu überreden, daß dieser junge Mensch wirklich in Euch sehr stark verliebt sey. Die gröbsten übertriebensten Schmeicheleyen berauschten Euch in einem solchen Grade, daß sie Euch mehr als Einmahl durch dergleichen dahin gebracht hätte, im wahren Tone der Ueberzeugung zu sagen: „Ihr hättet mit der Sonne „die größte Aehnlichkeit, denn die könnte man auch „nicht ansehn, ohne von ihr geblendet zu werden.“

Dieser Eurer Eitelkeit gemäß wär demnach so wohl sie als auch die übrigen von Eurem Hofe genöthigt gewesen, Euch die unverschämtesten Schmeicheleyen ins Gesicht zu sagen, so, daß sie und ihre Tochter die Gräfin Lenor, bey der lezten Aufwartung, die sie Eurer Majestät machten, sich nicht trauten einander anzusehn, aus Furcht laut aufzulachen. Es sey gar zu possierlich gewesen, zu sehn, wie Ihr die lächerlichen und übertriebenen Schmeicheleyen als schuldigen Tribut einstricht, den Euch Eure abgeschmackten Speichellecker zollten. Auch versicherte sie mir, sie habe, was ihre Tochter Talbot betrift, alle Mühe von der Welt gehabt, ernsthaft zu bleiben.

Was ich Euch für mein Theil als vollkommene Wahrheit versichern kann, ist folgendes: Als diese Lady Talbot von Eurem Hofe zurückkam, wo sie als Hofdame in Eure Hände den Eid der Treue abgelegt hatte, scherzte sie sehr über diese Ceremonie, und sagte, sie würde mir viel aufrichtiger huldigen. Ich lehnte das zwar ab, aber am Ende war mirs nicht länger möglich, ihrer Zudringlichkeit auszuweichen. Sie möchte — dieß sind ihre eigene Worte, — um keinen Preiß der

Welt länger in Euren Diensten seyn, aus Furcht, von Euch in einem Anfalle von Zorn eben so behandelt zu werden, wie ihre Cousine Skedmur, welcher Ihr den Finger bracht, und hernach bey Hofe ausstreuen ließet, dieses Unglück sey vom Fall eines Leuchters entstanden: oder auch wie eine andre von Euren Damen, der Ihr in der Wuth beynahe die Hand mit einem großen Messer abhacktet. — Ueber diese und andre dergleichen Vorfälle, die hier zu umständlich zu erwähnen seyn würden, fanden meine Weiber tausenderley Stoff Euch nachzuäffen, und Euch lächerlich zu machen, so daß ich, als es mir zu Ohren kam, mich genöthigt sah, es ihnen zu untersagen, bey Strafe, fortgejagt zu werden, weil ich schlechterdings nicht wollte, daß man es in meinem Hause an der Euch schuldigen Achtung nur im geringsten fehlen ließ.

Wenn ich der Gräfin glauben darf, so besteht Eurer Majestät gegenwärtiges Projekt darin, Rolson zu vermögen, daß er sich zu meinem Liebhaber aufwirft, und nachher, im Fall ich schwach genug wär, seine Wünsche zu befriedigen, meine Schande zu bewerkstelligen, entweder durch Fakta, die man öffentlich bekannt machen will, oder durch

Gerüchte die man heimlich auszustreuen, und gerade dahin gelangen zu lassen gesonnen ist, wo sie mir am nachtheiligsten werden können. Sie hat mir betheuert, dieser boshafte Mensch habe dieserhalb von Eurer Majestät bereits die gemessenste und ausführlichste Instruktion erhalten.

Ferner ist ihrer Versicherung nach gar nicht daran zu zweifeln, daß Ruxby vor ohngefähr acht Jahren in keiner andern Absicht nach London kam, als um einen Anfall auf mein Leben zu thun. Er habe, behauptet sie, deshalb verschiedene geheime Conferenzen mit Eurer Majestät gehabt, und geheime Ursachen haben Eure Majestät endlich bewogen, davon damahls abzustehn, und bloß den Anweisungen gemäß zu handeln, die er dann und wann von Seiten Walsinghams erhalten würde.

Auch sagte sie mir, Ihr hättet damahls, als sie eine Vermählung ihres Sohns Carl mit einer Nichte des Lord Paget im Werke hatte, darauf gedrungen, daß sie an einen von Euren Knoles sollte verheurathet werden, weil dieser mit Euch verwandt wär. Dabey beklagte sie sich laut über Eure Tyranney, und sagte, Eure Majestät maßte sich an, mit allen reichen Erbinnen des Reichs,

so wie überhaupt mit allen Sachen ganz despotisch zu schalten und zu walten. Bey dieser Gelegenheit hättet Ihr Euch auch auf eine sehr ärgerliche Art öffentlich an Lord Paget vergangen, dessen Gelassenheit bey diesem Vorfalle ihm von den Herrn des Hofes einen ziemlich entehrenden Beynahmen zuwege gebracht hätte.

Auch muß ich Euch noch melden, meine liebe Schwester, daß mir die Gräfin vor ohngefähr fünf Jahren, als Ihr so krank waret, sagte, Euer Unfall rührte von einem Geschwür am Schenkel her, das plözlich zugegangen sey, und daß also Eure Majestät nur wenig Zeit noch zu leben hätte. Voll von dieser Hoffnung bezeigte sie mir die lebhafteste Freude, und sezte hinzu, ein gewisser John Lenton hätte Euch einen schmerzhaften Tod prophezeiht, und dabey gesagt, Eure Majestät würde durch eine andre Königin ersezt werden. Das, meinte sie, könnte niemand anders seyn als ich. Nur war ihr leid, daß sie in einem alten Zauberbuche gelesen hätte, diejenige, die Euch ersezzen sollte, würde nicht länger als drey Jahre leben. Das hätte sie sehr deutlich auf einem Bilde oder Kupfer dieses Buches gesehn, in welchem sich auch

ein Blatt befänd, auf dem gar wunderbare Dinge stünden, von denen sie aber nichts entdecken dürfe, wie sie sich durch einen Eid verbindlich gemacht hätte. Sie wüßte zwar wohl, sezte sie hinzu, daß ich auf dergleichen Vorhersagungen wenig hielt; nichts desto weniger aber sey sie überzeugt, daß sie in kurzem bey mir im größten Ansehn stehen, und ihre Arabelle noch mit meinem Sohne verheurathet sehen würde.

Ich schließe, meine liebe Schwester, und schwöre bey allem was heilig ist, daß alles das, was ich Euch hier, jedoch mit meinem großen Widerwillen, geschrieben habe, die pure lautre Wahrheit ist; und daß es mir von allem was nur im geringsten Eurer Ehre zuwider ist, etwas zu glauben, oder irgend jemanden wieder zu erzählen, nie in den Sinn gekommen ist. Wär es mir nur vergönnt, eine Stunde mit Eurer Majestät zu sprechen, so wollte ich Euch noch manches sagen, was ich jezt verschweigen muß, bis ich der vollkommenen Rückkehr Eurer Freundschaft zu mir versichert bin. Ich bitte Euch um Gottes Willen, liebe Schwester, weigert euch nicht länger, diejenige in Eure Arme auf-

zu-

zunehmen, die Euch so herzlich liebt, die Euch immer liebte, und die Euch so gern die überzeugendsten Proben Ihrer Freundschaft geben möchte u. s. f.

Geschrieben in meinem Bette, auf einen kranken Arm gestützt, indem ich bloß um Euch zu gehorchen meine Kräfte über Vermögen anstrenge.

Marie, Königin.

Eine Erzählung,

eben nicht zum Weinen aber auch nicht zum Todtlachen.

Offenbach war der biederste bravste Junge von der Welt. Unglücklicherweise waren aber seine Eltern zu reich, um ihm das zu geben, was man im strengsten Verstande eine gute Erziehung nennt. Wenn er die bekommen hätte, so hätte ein vollkommener Mensch aus ihm werden müssen. Aber es ist nun einmahl im Buche des Schicksals beschlossen, daß unter dem Monde nichts vollkommenes seyn soll.

Sein Vater war Officier gewesen: Beruf genug für den Sohn, auch einer zu werden. Er hatte schon in seinem siebzehnten Jahre das Vergnügen, ein Portd'epee an seiner Seite glänzen zu sehn. Aber so leichtsinnig, so unbesonnen er auch immer war, so ein braver Soldat war er. Er war dazu gebohren, seiner Uniform Ehre zu machen, denn es schlug ein gutes Herz unter seinen Rabatten.

Wo er nur hinkam war er gern gesehn. Die alten verdienten Officiers liebten ihn, weil er seinen

Dienst

Dienst genau versah, und für seinen Stand Achtung hatte; seine übrigen Cameraden schäzten ihn, weil er sehr großmüthig spielte, und guten Punsch und treflichen Burgunder gab; die sogenannten honetten Mädchen würdigten ihn ihrer Aufmerksamkeit, weil er für eine sehr reiche Partie galt, und die minder honetten Mädchen rissen sich nach ihm, weil er gut bezahlte. Kurz unser glücklicher Offenbach war der Neid aller die ihn kannten.

Er war gerade volljährig, als er durch den Tod seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, Herr eines sehr ansehnlichen Vermögens wurde.

Sie hatten ihm zwar den besten Rechenmeister gehalten, den es nur gab, einen Mann, der dem großen Adam Riese nicht das mindeste nachgab: und man muß es diesem Rechenmeister zum Ruhme nachsagen, daß er mit seinem Schüler Ehre einlegte; denn schon in seinem zwölften Jahre konnte unser Offenbach den schwersten Kettensaz machen und ausrechnen, daß es eine Freude und eine Lust war. Aber es ist nun einmahl in der Welt so: Man verlernt in reifern Jahren oft, was man in seiner Jugend noch so gut konnte! So ging es un-

unserm Helden mit der Arithmetik. Er verrechnete sich mit seiner Einnahme und Ausgabe so sehr, daß er schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre für zweyhundert achthundert verschreiben mußte; und im sieben und zwanzigsten hätte man ihm nicht einmahl hundert gegeben, wenn er auch tausend dafür verschrieben hätte.

Mit seinen Dukaten nahmen auch zusehens seine Freude ab. Die honetten Mädchen, welche vorher in seinem Umgange so unendlich viele Annehmlichkeiten gefunden hatten, thaten jezt als ob sie ihn nicht kennten, wenn er ihnen in den Wurf kam, als ob sie sich erst auf seinen Nahmen besinnen müßten, wenn er genannt wurde: die minder honetten waren noch die ehrlichsten; sie machten ihm Gesichter, so leer wie sein Beutel, wenn er ihnen Anträge machte, und sagten es ihm geradezu, daß sie ihn jezt nicht mehr so gut brauchen könnten wie ehemahls.

Man denke, wie das unserm Offenbach vorkommen mußte! Er hatte, von den vielen Tausenden die er verschleudert hatte, gewiß kaum einige Hundert ausgegeben, um zu genießen; den größten

ten Theil seines Vermögens, man kann sagen, sein ganzes Vermögen, hatte ihm seine Gefälligkeit, seine Gutherzigkeit gekostet. Er war im Ueberfluß erzogen, war gewohnt überall seinen Willen zu haben, alles nach seinem Kopfe gehn zu sehn; und jezt, da er kein Geld mehr hatte, sollte er auch keinen Kopf mehr haben! So menschenfreundlich, so aufgeweckt, so mitleidig er gewesen war, so bitter, so mürrisch, so hämisch wurde er jezt. Er sah das ganze Menschengeschlecht für eine Räuberbande an, die bloß dazu da wär, um die Gutherzigen, die allenfalls hier und da vegetirten, auszuplündern.

Die Umstände nöthigten ihn, sich so viel als möglich einzuschränken. Er bezog ein kleines Quartier, und vermied alle seine vorige Bekannte aufs sorgfältigste.

Offenbach war von Person gar nicht übel. Das bemerkte die Tochter seiner Hauswirthin, und würdigte ihn ihrer besondern Aufmerksamkeit.

Wie das dem armen, von der ganzen Welt verlaßnen Offenbach wohl that, daß sich doch Eine menschliche Seele mit ihm abgab! Er rechnete ihr das ordentlich zum Verdienste an: und nie ist wohl

irgend

irgend jemand wohlfeilern Preißes zu einem Verdienste gekommen, als Julie — so hieß das Mädchen.

Es war an Julien im Grunde gar nichts außerordentliches: sie war nichts als ein ganz gewöhnliches Geschöpf. Sie besaß mehr Intriguengeist als Verstand, mehr Drolligkeit als Wiz, mehr Weichmüthigkeit als Gutherzigkeit. Indessen ermangelte unser Offeubach nicht, sie für ein Mädchen vom ausgebildetsten Verstande, vom feinsten Wizze, vom besten Herzen von der Welt zu finden. Julie war nichts weniger als schön, aber sie war gesund, und die Rundung ihrer Gliedmaßen gab ihrem Baue etwas wollüstiges. Offenbach sah eine Venus in ihr. Das ist der gewöhnliche Gang der menschlichen Eitelkeit: Wir legen dem was wir besizzen, was uns gefällt, was uns zunächst ist, gern einen großen Werth bey, weil wir finden, daß unser eigner Werth dabey wächst. Wer wollte auch gern seiner Wahl oder seinem Geschmacke ein Dementi geben!

Julie ließ ihn bey seinem Glauben, und daran that sie, meiner Meinung nach, ganz und gar nicht unrecht. Ihre Glücksumstände waren nicht die glän-

glänzendsten; durch ihre körperliche Schönheit durfte sie eben auch nicht hoffen große Epoche in der Welt zu machen: unsern Offenbach hatte sie in seinen vorigen glänzenden Umständen nicht gekannt; sie konnte also zwischen seiner ehemahligen und seiner jezzigen Lage keine Parallele ziehen. Daher nahm sie ihn wie er war; und Offenbach war gutherzig genug, sich im ganzen Ernste in sie zu verlieben.

Julie hatte einen Vetter, welcher Erlenberg hieß. Dieser Erlenberg war tagtäglich im Hause, und mit ihnen beyden brachte Offenbach alle seine Zeit zu, die ihm sein Dienst übrig ließ. Ihnen erzählte er denn die Geschichte seines ehemahligen Wohlstandes, erzählte ihnen, wie er dem und jenem aus der Noth geholfen, dem und jenem gutes gethan hätte, wie er jezt von ihnen dafür behandelt würde: beyde schimpften mit ihm gemeinschaftlich über den Undank der Menschen; und da war's ja so natürlich, daß Julie und ihr Vetter Erlenberg die einzigen guten Menschen auf der ganzen weiten Gotteswelt waren?

Was hätte Offenbach nicht alles darum gegeben, wenn er der glückliche Ehemann der vor-

trefflichen Julie hätte werden können! Wachend und schlafend träumte er von nichts anderem: und von seiner Leutnantsgage konnte er selbst kaum kümmerlich leben, um wie viel weniger durfte er also an eine Frau denken? Wie sehr bereute er jezt den Leichtsinn, womit er sein großes Vermögen verschleudert hatte! Er sagte das Julien so oft, und immer versicherte sie ihm, daß sie ihn um nichts lieber haben würde, wenn er dieses Vermögen noch hätte. Vielleicht meinte sie das im Ernst, vielleicht wars auch nur ein Compliment: wer kann denn wissen, was ein Mädchen meint? Indessen nahm Offenbach ihre Meinungen immer für baare Münze an, und wenn ers dafür nehmen will, so lassen wir ihn bey seinem Glauben. Wir verlieren ja nichts dabey.

Indem Offenbach mit seinen Heurathsgedanken schwanger ging, bekam er Briefe, daß ein Onkel von ihm gestorben sey, an den er schon seit langer Zeit nicht mehr gedacht hatte. Dieser Onkel hatte zwar eben so wenig an ihn gedacht: indessen war er ohne Testament gestorben, und hinterließ an Effekten und baarem Gelde ohngefähr fünf und dreyßig bis vierzig tausend Thaler, wovon also

unser

unser Offenbach der einzige Erbe war. Welche Freude, welche Glückseligkeit für ihn! Er würde sein Heurathsprojekt auf der Stelle ausgeführt haben, wenn nicht gerade zu der Zeit sein allerdurchlauchtigster Landesvater aus landesväterlicher Liebe einige Tausend seiner Landeskinder in englischen Sold nach Amerika verkauft hätte; unter diesen war Offenbach auch.

Liebe und Ehre kämpften in ihm. Aber er war ein zu braver Soldat, als daß nicht die leztere über die erstere bey ihm den Sieg hätte davon tragen sollen. Er folgte seinem Beruf, ließ seine ganze Verlassenschaft in Juliens Händen, und schied von ihr und ihrem Vetter unter einem Plazregen von Thränen.

Der Krieg dauerte einige Jahre, und während desselben schwang sich Offenbach durch seine Bravour bis zum Major. Aber sein Avancement machte ihn um nichts gefälliger und freundlicher. Die Menschen hätten ihn mögen zum ersten aller Kaiser der Erde machen, sie wären doch in seinen Augen verächtliche nichtsbedeutende Geschöpfe geblieben, bloß deßwegen, weil sie Menschen waren. Er ließ

sich mit niemanden ein, er sprach mit niemanden, außer was die unentbehrlichsten Nothwendigkeiten betraf.

Seine Misanthropie machte Aufsehn. Er wurde berühmt. Man sprach überall von ihm, man drängte sich zu ihm; und je mehr man sich zu ihm drängte, je mehr zog er sich zurück, je menschenscheuer wurde er. Es galt Wetten, wer ihn zur Sprache brächte, und niemand gewann die Wette. Er zog aller Aufmerksamkeit auf sich, und niemandes Aufmerksamkeit wurde befriedigt.

Unter denen, deren Eroberungen er machte, ohne es zu wissen, oder ohne es wissen zu wollen, denn das galt bey ihm gleich viel, war Henriette Mühlau, ein Mädchen von ansehnlichem Vermögen, von gutem Hause, und, was das beste für sie war, ohne irgend jemanden, der ihr nur im geringsten etwas zu befehlen hatte. Dieses Mädchen war eine erklärte Freundin vom Sonderbaren, und vielleicht machte eben darum der sonderbare Offenbach einen desto stärkern Eindruck auf ihr Herz.

Henriette versuchte alle mögliche erlaubte Mittel, Offenbachs Aufmerksamkeit zu reizen;

aber

aber alles war umsonst! Der Unempfindliche sah und hörte außer seinem Dienste nichts, und die einzigen menschlichen Wesen an die er dachte, die einzigen die ihn unaufhörlich beschäftigten, die in der ganzen Schöpfung für ihn existirten, waren Julie und ihr Vetter Erlenberg.

Je größer die Hindernisse, je mehr Reiz für den Unternehmungsgeist: und Henriette hatte Unternehmungsgeist. Was sie anfing, wollte sie auch durchsezzen. Um einen Mann war es ihr nicht zu thun, denn sie war ein hübsches und reiches Mädchen, das um eine Creatur, die man Mann nennt, eben nicht verlegen zu seyn brauchte; aber um Offenbachs Besiz war es ihr zu thun: und sie nahm sich vor, ihn zu besizzen, es möchte auch kosten was es wollte.

Als sie alle mögliche vernünftige Mittel umsonst versucht hatte um ihren Endzweck zu erreichen, so ergriff sie einen Entschluß, den ich gerade nicht allen Mädchen anrathen möchte — so wie ich überhaupt diese ganze Erzählung nicht um des Exempels willen schreibe — Sie ließ sich von ihm als Volontair anwerben: und Offenbach ließ sich

sehr willig finden, sie zu enroulliren, denn Henriette machte in Mannskleidern gar keine üble Figur, aus der er in der Zukunft einen hübschen und braven Officier zu machen hoffte. Indessen hatte die kluge Henriette den Zeitpunkt sehr weislich gewählt, da der Frieden schon so gut als richtig war.

Der Frieden kam wirklich zu Stande; die Regimenter wurden zurück nach Europa eingeschifft, und Offenbach und sein neuer Volontair waren auf Einem Schiffe.

Offenbachs Murrsinn ließ es ihm nicht zu, sich viel mit seinem Volontair abzugeben; dem ohnerachtet machte sich der Volontair unaufhörlich um ihn herum etwas zu thun: Offenbach konnte nicht begreifen, was der Mensch an ihm könne gefunden haben, daß er ihn so besonderer Aufmerksamkeit würdigte? Nichts desto weniger war ihm diese besondre Aufmerksamkeit ganz und gar nicht unangenehm, und er mußte sich selbst eingestehn, daß ohne Julien und ihren Vetter der Volontair der einzige Mensch in der Welt sey, mit dem er allenfalls leben, dessen Umgang er allenfalls erträglich

lich finden konnte. Die eigentliche Ursache davon konnte er auch nicht recht begreifen. Der kurzsichtige Offenbach! Hätte er sich nur die Mühe genommen, der Sache ein wenig nachzuspüren, wie leicht hätte er sie begreifen können! Aber vor der Hand hatte er den Kopf von Julien und ihrem Vetter noch viel zu voll, als daß er sich mit so etwas hätte abgeben können.

Wenn man seine Geliebte, seine angebethete vergötterte Geliebte, ganze drey Jahre hindurch nicht gesehn hat, so ists einem wohl nicht zu verdenken, wenn man sich darnach sehnt, sie wieder zu sehn. Wer kann es also unserm Offenbach verdenken, daß er sich sehnte seine Julie wieder zu sehn? So wie sich sein Schiff den Küsten von Europa näherte, so wuchs auch seine Sehnsucht. Um seiner Liebesflamme, die ihn ganz gewiß würde aufgerieben haben, wenn sie immer von eignem Fette hätte zehren sollen, von außen her doch einige Nahrung zu geben, sprach er unaufhörlich von Julien, und da er niemanden anders hatte, mit dem er von ihr sprechen konnte, als seinen Volontair, so machte er diesen zum Behälter aller zärtlichen Eruptionen des flammenden Vulkans, den er in jeder andern

Zeit, in der er nicht verliebt gewesen wär, sein Herz genannt haben würde. Kurz, er sprach Tag und Nacht von seiner Julie mit der armen Henriette, und wie angenehm, wie interessant dieser eine solche Unterhaltung seyn mußte, das kann man leicht denken.

Aber wir wollen sie in ihrer Unterhaltung nicht stören, und indessen lieber sehn, was in der lieben langen Zeit, die Offenbach in der neuen Welt zubrachte, in der alten vorging.

Vetter Erlenberg meinte es mit Julien schon zu der Zeit, als Offenbach noch im Hause wohnte, recht herzlich gut; so gut, als es nur ein braver rechtschaffner Vetter mit seiner Muhme meinen kann — versteht sich, wenn sie nicht das ist, was man häßlich nennt — so gut, als es Offenbach gern selbst mit ihr gemeint hätte, wenn sie es hätte zugeben wollen. Aber dazu hielt sie zu viel auf ihre Familie und auf das, was im Französischen la force du sang, und auf Deutsch die Stärke des Bluts heißt; es kann aber auch seyn, er hatte sie aus lauter Delikatesse nicht deutlich und bestimmt genug um die Erlaubniß gebethen, denn so ganz

genau

genau habe ich mich nicht darnach erkundigt. Das Sonderbarste bey der Geschichte ist, daß Offenbach keine Sylbe von ihrem Verständnisse ahndete, da doch die Liebhaber sonst für dergleichen Fälle Luchsaugen haben.

So wie Offenbach fort, und Julie die Inhaberin seines ganzen schönen Vermögens geworden war, fing Erlenberg an es doppelt so gut mit ihr zu meinen, und daran that er meines Erachtens recht sehr vernünftig: kluge Leute thun überhaupt nichts ohne kluge Ursachen; und vierzigtausend Thaler sind meines Erachtens Ursache genug, es mit der Besizzerin davon gut zu meinen. Da weiß man doch hübsch warum man liebt?

Freylich war noch der kleine Umstand dabey zu bedenken, daß Julie nicht im eigentlichen Sinne der Gesezze Besizzerin dieser vierzigtausend Thaler war, sondern daß sie nur als ein ihr anvertrautes Gut anzusehn waren. Aber was sind denn Gesezze? Capricen des Stärkeren, sonst offenbar nichts! Freylich geben sich diese Gesezze fast immer die Miene, als ob sie über die Ruhe und Sicherheit des Staats wachten: aber was konnte es denn

dem Staate verschlagen, ob Offenbach oder ob Julie und Erlenberg diese vierzigtausend Thaler hatten? Und du lieber Himmel! es gehen wohl in kleinen Haushaltungen, die man mit einem einzigen Blicke übersehen kann, so manche Fehler vor: wie viel mehr sollten nicht in der ungeheuren Oekonomie der großen Maschine, die wir Welt nennen, welche vorgehn? Und der Umstand mit diesen vierzigtausend Thalern war ein solcher Fehler; das war so offenbar, als daß zweymahl zwey vier ist, denn Offenbach hatte es ja schon zur Genüge bewiesen, daß er mit dem Gelde nicht umzugehn wußte.

Glücklicherweise fehlt es aber nicht an Leuten, welche dazu da sind, um dergleichen ökonomische Fehler zu verbessern, welche da sind pour corriger la fortune, und in dieser Kunst war Erlenberg Meister.

In einer vertraulichen Stunde theilte er Julien seinen Verbesserungsplan mit. Sie hatte ehrenhalber erschrecklich viel dagegen einzuwenden, denn sie war ja ein Mädchen, und wenn fehlte es wohl je einem Mädchen an Einwendungen? Aber dafür hatte der Herr Vetter wieder Argumente, gegen

gen welche der Eigensinn eines gefühlvollen Mühmchens, wie Julie wirklich war, gewöhnlicherweise nicht lange Stich hält. Und die Sache war auch im Grunde so thulich, so kinderleicht! Offenbach war so leichtsinnig treuherzig gewesen, Julien seine Baarschaft bloß auf Treu und Glauben anzuvertrauen, ohne irgend eine Verschreibung, ohne nur einen Empfangschein dafür zu verlangen. Zeugen hatte er auch nicht. Es kam also, im Fall daß er es zurückforderte, und das schlimmste zum schlimmen käm, höchstens auf einen kleinen armseligen Eid an; und für vierzigtausend Thaler konnte man ja allenfalls den wohl schwören. Man schwört ja wohl oft um etwas geringeres!

Indessen muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Juliens Ehrenrettung hier anmerken, daß Erlenberg eine ziemliche Zeit dazu brauchte, sie zu diesem Entschlusse zu bringen. Erst kurz vor Offenbachs Zurückkunft wurde das Schicksal seiner vierzigtausend Thaler entschieden, und auch da wärs vielleicht noch nicht geschehn, wenn sie nicht gewisse Umstände, die ich eben hier nicht zu entwickeln brauche, die sich aber leicht errathen lassen, genöthigt hätten, irgend eine Partie zu

ergreifen. Sie entschloß sich also, sich heimlich mit ihrem Vetter Erlenberg trauen zu lassen.

Warum denn heimlich? werden meine Leser fragen.

Ja, das war eigentlich eine Spekulation des spekulativen Erlenbergs, welche, wie Sie gleich sehen werden, gar nicht übel calculirt war. Er hatte nähmlich in Erfahrung gebracht, daß Offenbach von einer alten gichtbrüchichen Muhme, die schon so ziemlich auf der Grube herumging, noch etwas zu erben hätte, und auf diese Erbschaft hatte er kleine unschuldige Absichten. Um diese Absichten zu erreichen, mußte er trachten, sich Offenbachen zum Freunde zu erhalten. Julie hingegen konnte immer mit ihm brechen, konnte ihm geradezu den Krieg erklären, ihm sagen daß sie verheurathet sey, nur aber nicht mit wem? Offenbachen mußte natürlicherweise diese himmelschreyende Untreue seiner Schönen aufs äußerste empören; und wer blieb ihm anders übrig, dem er seine Noth klagen, in dessen Schooß er seine Beschwerden ausschütten konnte, als Vetter Erlenberg, der sich gerade deßwegen stellen mußte, als hätte er völlig mit Julien gebrochen: und auf diese Art hoffte er Offenbachen

chen treuherzig zu machen, und ihn auch noch um die Erbschaft der alten Tante zu bringen.

Der Plan war gut angelegt: wir wollen sehn, ob er auch so gut ausgeführt wird.

So wie Offenbach an Land war, bestieg er mit seinem Volontair, der ihm jezt schon gewissermaaßen nothwendig geworden war, eine Postchaise, und fuhr Tag und Nacht auf die Stadt zu, deren Ringmauern den würdigen Gegenstand seiner Zärtlichkeit in sich schlossen.

Er fuhr geradesweges bey Julien vor, sprang aus dem Wagen und eilte hinauf. Da er seinem Volontair den ganzen Weg über von seiner Schönen vorgeschwazt hatte, so hielt er es der Billigkeit gemäß, ihn durch Anschauung der entzückenden Scene des Wiedersehens, die natürlicherweise zwischen ihm und ihr vorfallen mußte, einigermaaßen dafür schadlos zu halten: er machte ihn also so glücklich, und nahm ihn mit hinauf.

Offenbach sprang die Treppe mit solcher Schnelligkeit hinauf, daß ihm der Volontair kaum nachkommen konnte, riß hastig die Thür auf, und flog auf Julien zu, welche am Fenster stand, und —

auf

auf ihn zusprang, wie er sich versprochen hatte, ihn in ihre Arme schloß, ihn —

Ey ja doch! Zwey Schritt zurück trat sie, sah ihn mit einer befremdeten Miene an, und:

„Darf ich fragen, wen ich die Ehre habe zu sehn?“ fragte sie.

Ein Donnerschlag wär dem armen Offenbach in diesem Augenblicke willkommner gewesen als diese Frage. Er stand da, starr und steif, als ob man ihm einen Eimer eißkaltes Wasser über den Leib gegossen hätte, starrte sie mit weit offnen Augen an, öffnete den Mund, wollte ihr antworten, und konnte keinen Laut von sich geben.

Julie merkte in dem Augenblicke, daß sie es ein wenig zu weit getrieben hätte.

„Ach jezt besinn' ich mich,“ sagte sie weiter, aber sie sagte das in dem Tone, in welchem man mit einem ganz gleichgültigen Bekannten spricht, der einem nach langen Jahren unvermuthet wieder einmahl zu Gesichte kömmt: „Ach, jezt besinn' „ich mich, der Herr von Offenbach! Mein Gott! „Beynahe hätte ich Sie nicht gekannt, so sehr „haben Sie Sich verändert! Aber das ist auch kein

„Wun-

„Wunder! Die Kriegsstrapazen, die Veränderung „des Klima, die weite Reise! — Aber jezt hoffe „ich doch daß Sie bey uns bleiben?“

Es geht nun einmahl in dieser Welt so: das was dem einen außerordentlich viel Verdruß und Kummer macht, ist für den andern Anlaß zu Freude und Vergnügen. Dieß war hier der Fall. So kränkend Juliens Empfang für den armen Offenbach war, so froh war der Volontair darüber, und die Ursache davon brauch' ich meinen Lesern hoffentlich nicht erst weitläuftig aus einander zu sezzen.

Der Volontair — oder wir wollen lieber sagen Henriette — Henriette also war durch das Lange und Breite, was ihr Offenbach durch die ganze lange Reise von seiner Julie vorgeschwazt hatte, äußerst begierig gemacht, diese ihre Nebenbuhlerin von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Sie faßte sie also sogleich bey ihrem Eintritte scharf aufs Korn; die Art, wie sie Offenbachen empfing, machte sie noch aufmerksamer: sie verwandte jezt kein Auge mehr von ihr. Julie, welche schon einige Zeit vor ihrer Verheurathung

keine Vestalin gewesen, und seit sie Ehefrau war, vollends gar keine Kostverächterin mehr war, sah in Henrietten nichts als einen schönen jungen Officier. Sie bemerkte, daß sie dieser schöne junge Officier seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und diese besondre Aufmerksamkeit machte ihr nichts weniger als Mißvergnügen. Sie betrachtete ihn als eine Eroberung, die sie über lang oder kurz in usum et fructum verwenden könnte. Eine gewisse jungfräuliche Schüchternheit und Schaamhaftigkeit, welche Henriette, so gut sie auch übrigens den Officier zu spielen wußte, doch nicht verläugnen konnte, gab ihr in Juliens Augen nur noch mehr Anziehendes, weil es ihr einen gewissen Anstrich von Neuheit lieh: und ein Neuling ist für Weiber von einem gewissen Schlage immer ein äußerst anziehendes Geschöpf.

Julie beschloß also das Herz des Volontairs beliebter Kürze wegen mit Sturm einzunehmen, weil sie aus manchen Ursachen hoffte, der Plaz würde sich nicht lange halten, und eröffnete dem zu Folge unverzüglich die Trencheen. Sie that als ob Offenbach gar nicht im Zimmer wär, ließ sich mit dem Volontair in ein Gespräch ein, erzählte ihm,

ihm, daß diesen Abend ein Ball sey, fragte ihn, ob er gern tanze? ob er dabey seyn wolle? versicherte ihm, daß er recht gern gesehn seyn würde; und das ging alles in einer Geschwindigkeit, fast in Einem Athemzuge! Und immer mischte sie, wo sie nur konnte, Schmeicheleyen und Complimente über seine Person, seine Hand, sein Haar, seine Zähne, und was weiß ich über was alles ein, um ihm zu zeigen, daß ihr nichts von seinen Vollkommenheiten entging. So beredt, so geschwäzzig aber auch ihre Zunge war, so waren doch ihre Augen noch viel beredter. Ein hübsches Weib hat nun einmahl ihre Augen nicht umsonst; das wußte Julie wohl! O, sie wußte die ihrigen zu brauchen!

Der Volontair war in der größten Verlegenheit von der Welt, und schob wo er konnte einen demüthigen Bückling, oder ein „ich bitte recht sehr!" „ich danke unterthänig!" „Sie sind gar zu gütig!" oder etwas dergleichen ein.

Offenbach war indessen immer noch die Bildsäule, zu der er bey seinem Eintritte ins Zimmer geworden war. Noch immer starrte er Julien an, als ob er sie mit seinen Augen verschlingen

wollte; noch immer drehte und druckte er die Knöpfe seiner Uniform in seinen Fingern, um sich durch sein Gefühl zu überzeugen, ob er träume oder wirklich wache? In diesem Augenblicke wurde er in Juliens Taille eine Veränderung gewahr, welche zwar an sich noch nicht so gar merkbar war, die aber doch für die Augen eines so scharfsichtigen Liebhabers wie Offenbach nicht so ganz unbemerkt bleiben konnte. War der arme Mensch vorher eine hölzerne Bildsäule gewesen, so wurde er jezt zur steinernen. Julien entging das nicht; aber sie war fein genug zu thun als gäb sie gar nicht auf ihn Achtung: um ihm aber doch einige Auskunft zu geben, woher diese Veränderung in ihrer Taille ohngefähr herkommen könnte, mischte sie so wie im Vorbeygehn in das Gespräch, das sie immer noch mit dem Volontair fortsezte, ein paar Worte von ihrem Manne ein. Das Wort Mann fiel Offenbachen aufs Herz wie ein Feuerfunken.

„Sie sind verheurathet?" schrie er, oder vielmehr er brüllte es; denn es waren wirklich Töne, welche kaum menschlich klangen, so beklommen war seine Brust.

Julie

Julie kam jezt ein wenig aus der Fassung: aber es war nicht die Frage selbst die sie aus der Fassung brachte, denn die hatte sie vorhergesehn und war auf ihre Antwort schon gefaßt; sondern die Art war es, mit welcher diese Frage gethan wurde. Indessen war sie eine zu gute Comödiantin, um ihre Betroffenheit nicht gleich so gut als möglich zu verbergen; und wenn sie das auch nicht gewesen wär, Offenbach hätte doch wohl in seiner jezzigen Betäubung nichts davon bemerkt.

„Nun?" antwortete sie lächelnd, indem sie ihren musselinenen Schlafrock mit einem schalkhaften Seitenblick auf den Volontair vorn zusammennahm: „Sie fragen ja das mit einem solchen Ausbruche „von Verwunderung, als ob's in unsern Tagen „etwas ganz außerordentlich seltnes wär, ein jun„ges Eheweib zu finden! Oder sind dergleichen Ge„schöpfe etwa in der neuen Welt so rar?"

Diese etwas starke Dosis von Unverschämtheit machte auf unsern Offenbach eine Wirkung, welche Julie wahrscheinlicherweise weder wünschte noch vermuthete: Sie brachte sie mit Einemmahle um Offenbachs ganze Liebe und Achtung. Er

wurde kalt wie Eiß. An die Stelle des zärtlichen, bis zur Ueberspannung zärtlichen Gefühls, das er bisher für Julien gehegt hatte, trat die Empfindung eines gewissen Unwillens gegen sich selbst, daß er's auch nur einen Augenblick lang hatte der Mühe werth finden können, sie der allergeringsten Aufmerksamkeit zu würdigen.

„Darf ich Sie bitten, mir die Papiere und „Pretiosen wieder zu geben, die ich Ihnen vor drey „Jahren aufzuheben gab?“ sagte er in einem halb trozzigen halb verächtlichen Tone zu ihr.

„Was für Papiere und Pretiosen?“ fragte sie mit befremdeter Miene. „Ich kann mich im „Ernste keiner erinnern!“

Aergerniß und Wuth kamen jezt bey Offenbachen zum Ausbruche. Er machte durch einen Strom von Schimpfworten seinem gepreßten Herzen Luft. Julie hörte ihm eine Zeit lang ganz gleichgültig zu, als ob sie das alles nicht träfe was er da sagte. Endlich versagten ihm Stimme und Lunge. Sie nahm geschwind das Tempo in Acht, denn ein Weib versäumt nicht leicht eine Gelegenheit zum Reden.

„Sa

„Sagen Sie mir doch,“ fing sie an, indem sie sich zum Volontair wandte: „Sagen Sie mir „doch, hat der Herr Major oft dergleichen Pa„roxismen?“

Geärgert hatte sich Offenbach weidlich, geschimpft hatte er auch so viel als ein ehrlicher Mann nur schimpfen kann; es war also vor der Hand nichts weiter für ihn hier zu thun, als mit dem Fuße zu stampfen daß Thüren und Fenster bebten, den verächtlichsten Blick auf Julien zu schießen, den er nur in seinem Gesicht auftreiben konnte, mit der größten Schnelligkeit linksum zu machen, und zur Thür hinaus zu eilen.

Julie war eben im Begriff gegen den Volontair ihre Verwunderung und ihr Erstaunen über das Betragen des Majors zu äußern, aber dieser hielt es nicht für rathsam länger zu bleiben. Er empfahl sich in aller Geschwindigkeit, und eilte zum Tempel hinaus.

Wenn's meine Art wär über die Leute zu medisiren, deren Geschichte ich erzähle, so könnte ich sagen, dieses schnelle Forteilen des Volontairs habe Julien ganz und gar nicht in ihren Kram getaugt:

Aber außerdem, daß mir meine angebohrne Bonhomie so etwas zu sagen schlechterdings nicht erlaubt, schickt sich's auch für mich als Autor nicht, meinen schönen Leserinnen vorzugreifen. Thun Sie also, als hätte ich diesen ganzen Absaz nicht geschrieben, und ich will thun, als führ ich in meiner Geschichte fort.

„Nach dem ersten besten Gasthofe!“ schrie Offenbach dem Postillon zu, so wie er sich in den Wagen warf, und der Postillon fuhr also unsre Passagiers pflichtschuldigstermaßen nach dem ersten besten Gasthofe.

Der Wirth wies ihnen Zimmer an — doch das ist nichts besonders; das thun ja alle Wirthe. Ich sage also nichts davon, so wenig, als ob die Zimmer im ersten, zweyten oder dritten Stock waren, ob die Fenster auf die Straße oder in den Hof gingen, denn alles das kann meine Leser nur sehr wenig oder gar nicht interessiren. Wohl aber das, was Offenbach that und sagte.

Also erstens was er that: Er ging zehn Minuten lang mit entsezlich großen Schritten im Zimmer auf und ab, warf sich dann auf einen Stuhl, stüzte

den Kopf auf den rechten Arm, schlug das linke Bein über das rechte, dann wieder das rechte über das linke, und — sagte nicht ein Wörtchen. Henriette fand nicht für gut das Stillschweigen zu unterbrechen, und so dauerte diese äußerst unterhaltende Scene eine reichliche halbe Stunde ununterbrochen fort.

Auf einmahl sprang Offenbach auf:

„Jezt hab ich's, wie ich mich an der Creatur räche!“ schrie er.

(Die Fortsezzung im nächsten Heft.)

Auszug
aus einem spanischen Theaterstücke:

Die heilige Catharina als Doktor.

Die Spanier, das heißt, die unstudierten Spanier, glauben steif und fest, daß die heilige Catharina auf der Universität Alcala die Theologie öffentlich gelehrt habe; und wer an einem so authentischen Faktum nur im geringsten zweifeln wollte, der würde sich der Gefahr aussezzen, mit der heiligen Inquisition Händel zu bekommen.

Dieser Volksglaube hat den Stoff zu einem Stück gegeben, woraus ich meinen Lesern das Wesentlichste und Interessanteste hiermit vorlegen will.

Der erste Akt enthält das solenne Leichenbegängniß eines Professors der Theologie der Universität Alcala. Das ganze ehrwürdige Corpus akademicum ist versammelt und beweint in gerechten Zähren den tödlichen Hintritt des Hochwürdigen Confraters.

Hier-

Hierauf tritt einer auf, und hält zur allgemeinen Unterhaltung und Erbauung aller Anwesenden eine sehr ernsthafte und feyerliche Leichenrede. Wenn diese vorbey ist, so erscheint eine große Anzahl Studenten, welche ein pantomimisches Ballet tanzen, wobey man persönificirte Tugenden und Laster, z. B. den Neid, die Unzucht, die Geduld, die Ehrbarkeit, den Fleiß, die Faulheit u. s. w. figuriren sieht.

Dergleichen Ballets, auf diese Art angebracht, sind auf dem spanischen Theater nichts seltnes. Es giebt unter andern eine spanische Tragödie, deren Nahmen mir jezt nicht beyfällt, aber wo mir recht ist, heißt sie Carl der Große, in welcher die zwölf Pairs von Frankreich, Kaiser Carl der Große, das ganze heilige Collegium der Cardinäle in Corpore, und endlich seine Heiligkeit der Pabst selbst die schönsten Entreen von der Welt tanzen. —

Doch kommen wir wieder zu unserm Stücke.

Freylich hat die Fakultät durch den seligen Hintritt des hochgelahrten Professors eine empfindliche Wunde bekommen; aber die Wunden die der Himmel schlägt, weiß er auch zu heilen. Dem zufolge treten im zweyten Akte der Herr Christus und Catharina auf; NB. Christus erscheint mit allen Marterinstrumenten seines bittern Leidens bepackt.

Christus eröffnet die Scene mit folgender Frage: Catharina, meine Tochter, kennst du mich?

Catharina. Ach Herr! Wenn dich auch meine Augen nicht erkennten, so würde dich doch sicherlich mein Herz erkennen, welches in heiliger Liebe zu dir entbrannt ist!

Christus. Catharina, meine Tochter, dich schwaches Werkzeug habe ich auserkohren, um die ganze Herrlichkeit und Größe meiner Macht an dir zu offenbaren, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Dich will ich zum auserwählten

Rüst-

Rüstzeuge machen, das die Ehre meines Nahmens verbreiten und verherrlichen soll.

Bey diesen Worten sezt er ihr einen Doktorhut auf, durch den sie auf einmahl mit ungeheurer Gelehrsamkeit inspirirt *), durch den sie in die geheimsten Schlupfwinkel der scholastischen Theologie, und in die verborgensten Kunstgriffe, kategorisch zu disputiren, initiirt wird. Kurz, sie wird nach der Versicherung des Erlösers eine Gelehrte, die den hartnäckigsten Heterodoxen und den spizfündigsten Philosophen zu Paaren treiben wird, und mit dieser Versicherung verschwindet er.

Auf einmahl fühlt sich Catharina so voller Muth, daß sie für Begierde brennt, es mit allen Doktoren des Universums, oder, da sie diese nicht beysammen haben kann, vor der Hand wenigstens mit allen Doktoren von Alcala aufzunehmen. Zu dem

*) Heut zu Tage scheint der Doktorhut diese Wunderkraft verlohren zu haben. Ob die Schuld an unsern Promotoren, oder an der Frivolität unsers Jahrhunderts liegen mag?

dem Ende geht sie geradesweges zum Gouverneur und hält um die erledigte Professur an.

Hierauf folgt eine Menge Scenen, welche in ihrer Art recht schön, recht unterhaltend, und recht sehr interessant seyn mögen, die ich aber hier übergehe, weil ich fürchte, daß sie meine Leser nicht so finden möchten. Kommen wir also lieber gleich zum fünften Akt des Stücks.

Der Schauplaz ist ein großer Hörsaal, in dessen Mitte sich ein Catheder befindet. Hier paradiert Catharina, und zankt sich tapfer mit jedem herum, der es wagt, es mit ihr aufzunehmen.

Der Doktorhut operirt zum Erstaunen. Um sie herum sizt eine ganze Bande Hoch- und Wohlwürdiger Herren, deren gelehrter Stolz dem kränkenden Gefühl Plaz machen muß, sich von einem Weibe ad absurdum gebracht zu sehn, denn keiner kann ihr etwas anhaben; alle sind niederdisputirt.

Indessen ist doch Catharina noch immer nicht vollkommen Meisterin vom Schlachtfelde, denn

eben tritt ein blasser, finstrer, magrer Doktor ein, dessen Kazzenbuckel und große Zipfelperücke die Hoffnung der Besiegten wieder ein wenig anfachen: denn sein Ansehn ist so ungeheuer gelehrt, daß sie keinen Augenblick zweifeln, er wird ihren Hohn rächen, und Catharinens Gelehrsamkeit wird vor der seinigen die Segel streichen.

Kein Mensch kennt ihn, kein Mensch kann errathen, wer er ist; und in der That ist das auch nicht so leicht: denn wer wird sich träumen lassen, daß der Teufel ein so großer Wagehals ist, um in einen theologischen Hörsaal einzutreten? Und gleichwohl ist's kein andrer, als der leibhaftige Satan in eigner Person.

Er nähert sich mit langsamen feyerlichen Schritten, auf seiner Nase ruht eine ungeheure Brille, vermuthlich ein Sinnbild seiner ungeheuren Scharfsichtigkeit, und eine eben so ungeheure Schleppe kehrt den Fußboden des Saals. Er hat diese Schleppe nicht umsonst der schlaue Fuchs; sie soll

sei-

seinen Schwanz bedecken: aber so lang diese Schleppe auch ist, so kann sie doch diesen Schwanz nicht Herr werden! Er guckt hervor, und verräth im Augenblicke, weß Geistes Kind der saubre Herr Doktor ist. Man denke sich wenn man kann das Erstaunen aller Anwesenden! Man denke sich, wie Catharinens Partisane für sie zittern, und wie sich ihre Gegner über den so neuen als unerwarteten Succurs freuen.

In unsern Zeiten könnten die mauvais plaisants vielleicht sagen, die Partisane hätten sich die Mühe des Zitterns, und die Gegner die des Freuens ersparen können, weil ein Weib jezt weder eine Heilige noch von Christo selbst promovirt zu seyn braucht, um es mit dem Teufel ohne Gefahr aufnehmen zu können. Aber lassen wir jezt diese mauvaises plaisanteries bey Seite, und kommen wir auf die Hauptsache.

Der Teufel hat also indessen seinen Plaz eingenommen. Man präsentirt ihm die Thesis. Die

Rede

Rede ist von der Unsterblichkeit der Seele. Der Teufel recognoscirt erst das Terrein, und behilft sich eine geraume Zeit hindurch mit Trugschlüssen und logischen Chikanen. Endlich läugnet er die Unsterblichkeit der Seele geradehin mit klaren dürren Worten.

Catharina läßt ihn eine lange Zeit fortplaudern: endlich aber wird sie der Wortkrämerey müde, und terrassirt ihn urplözlich mit dem gründlichsten, unwidersprechlichsten Argumente von der Welt.

Und welches Argument wirft sie ihm in den Bart? Ich wette um was man will, es wird meinen Lesern eben so unerwartet vorkommen, als es dem Teufel vorkam.

„Orpheus stieg in die Hölle hinab," sagt sie, „ergo ist die Seele unsterblich."

Jezt sizt der Teufel auf dem Trocknen. Er kann kein Wort dagegen aufbringen: die Versammlung schreyt Catharinen mit Frohlocken den lautesten

Bey-

Beyfall zu, erkennt sie als Siegerin, und der arme, niedergedonnerte, beschämte Teufel hat Mühe sich und seinen Schwanz aus den Händen des aufgebrachten Pöbels zu retten, der schon Miene macht, ihn für den unverzeihlichen Vorwiz zu bestrafen, daß er sich unterstand, es mit einer Heiligen aufnehmen zu wollen.

So wie er weg ist, schreitet man zu Catharinens förmlicher und feyerlicher Installation zur theologischen Professur, die sie sich mit so sauerm Schweiße erkämpft hat; und auf diese folgt ein großes Ballet, an welchem die Einwohner von Alcala männlichen und weiblichen Geschlechts Antheil nehmen, mit welchen Leztern das ganze ehrwürdige Corpus akademicum der Reihe nach durchtanzen muß, und so nimmt die ganze Geschichte ein fröhliches und erwünschtes Ende.

Anek-

Anekdoten.

Ein gewisser Bischof hatte sich einmahl gegen seinen Vater, welcher Präsident zu Novion war, beklagt, daß er schon seit einiger Zeit ein paar Stellen in seiner Diöces hätte unbesezt lassen müssen, weil es ihm an tüchtigen Subjekten fehlte.

Nicht lange nachher gingen ein paar Candidaten den Präsidenten um Empfehlungen an, und er schickte sie seinem Sohne zu, ohne sie erst zu prüfen.

Der Sohn schrieb ihm zurück, er möchte nicht böse werden, daß er ihm dießmahl nicht zu Willen seyn könnte; es wär ihm aber schlechterdings unmöglich die beyden Herrn anzustellen, weil sie gar zu große Esel wären.

„Es thut mir leid mein Sohn“ war die Antwort des Präsidenten, „daß ich dießmahl mit mei-

„ner Empfehlung so schlechte Ehre eingelegt habe; „aber ich an deiner Stelle hätte die beyden Leute „doch angestellt. Man muß von zwey Uebeln immer „das Kleinere wählen, und ich denke immer, es „ist besser, man bearbeitet den Weinberg des Herrn „mit Eseln, als daß man ihn brach liegen läßt.“

* * *

Heinrich der Vierte glaubte einmahl in dem Falle zu seyn, der Republik Venedig den Krieg ankündigen zu müssen. Er versammelte seinen Staatsrath, um die Sache mit ihm zu überlegen. Einige der Räthe fanden große Bedenklichkeiten; sie meinten, wenn auch die Republik in Rücksicht ihrer Macht nicht so gar furchtbar sey, so sey sie in Rücksicht ihrer Politik kein unbedeutender Feind, weil ihr Senat aus sehr erfahrnen und weisen Männern bestünd.

„Ventre

„Ventre saint gris!" schrie der Monarch ungeduldig, „so werde ich diesen weisen Männern „funfzigtausend Narren über den Hals schicken, „die mir sie zur Vernunft bringen sollen!"

* * *

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gabs am französischen Hofe eine Menge Giftmischereyen. Einige der ersten und vornehmsten Damen wurden des Einverständnisses beschuldigt, und Ludwig der Vierzehnte sezte ein eignes Gericht nieder, um die Angeklagten vorzuladen, und die Anklagen zu untersuchen. Unter andern wurde auch die Gemahlin des Marschalls de la Ferté, Pairs von Frankreich, als Mitschuldige vor dieses Gericht citirt. Der Marschall eilte sogleich nach Versailles zum König, protestirte gegen alles Verfahren, vertheidigte seine Gemahlin mit Wärme gegen die Beschuldigung, und unter den Verthei-

digungsgründen, die er für sie anführte, war folgender der stärkste:

„Sire,“ sagte er, „meine Frau hat sich gewiß „in ihrem Leben nicht mit Giftmischen abgegeben, „denn wenn ihr der Gedanke, jemanden zu vergiften, nur ein einziges mahl eingefallen wär, „so lebte ich gewiß seit zwanzig Jahren nicht mehr, „denn so lange wirds ohngefähr seyn, daß ich mit „ihr verheurathet bin.“

* * *

Im acht und dreyßigsten Kapitel der Ordensregel des heiligen Benedikt ist dem Geistlichen, welcher während des Tisches vorlesen muß, ausdrücklich auferlegt, täglich zu Gott zu bethen, er möge ihn nicht übermüthig darauf werden lassen, daß er lesen kann.

Dieß Gebeth könnte wohl heut zu Tage manchem Hofrath auferlegt werden!

* * *

Der Abbe' Voisenon hatte einen Bedienten, der ihn außerordentlich oft bestohlen hatte: nichts desto weniger behielt er ihn bey sich, weil er gar zu sehr an ihn gewöhnt war.

Gerade eine Stunde vor seinem Tode brachte man ihm einen Sarg von Bley vors Bett, den er sich hatte bestellen lassen.

„Das ist also meine lezte Hülle,“ sagte er, indem er sich zu seinem Bedienten wandte. „Ich „hoffe doch nicht, daß du mir diese auch stiehlst?“

* * *

Ein Engländer ließ sich bey Herrn von Fontenelle aufführen, versicherte ihm, daß es ihm ein außerordentliches Vergnügen sey, seine Bekanntschaft zu machen, und daß er sich dieses Vergnügen schon seit langer Zeit gewünscht habe.

„Meine Schuld ists nicht, Mylord, daß Sie „dieses Vergnügen nicht eher gehabt haben," sagte dieser Nestor der französischen Litteratur; „ich er„warte Sie nun schon seit vollen neun und neunzig „Jahren: Sie sehen wenigstens hieraus, daß ein „Franzoß das äußerste thut, um einem Engländer „ein Vergnügen zu machen."

* * *

Barbin hatte sich ohnweit Paris mit schweren Kosten ein Landhaus angelegt, und es mit Berceaus, Alleen und Hecken so überladen, daß man nirgends eine freye Aussicht hatte.

Er

Er gab eines Tages ein Mittagsessen dort, bey welchem Boileau auch war. So wie man vom Essen aufgestanden war, ließ dieser seinen Wagen vorfahren; Barbin bath ihn noch zu bleiben.

„Nein, lassen Sie mich," sagte Boileau, „ich muß machen daß ich wieder in die Stadt „komme, um Luft schöpfen zu können."

BIBLIOTHEC.
REGIA.
MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jünger, Johann Friedrich, 1759-1797

Vetter Jacobs Launen

Bd.: 6

Leipzig 1792

P.o.germ. 694 c-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112060-0
VD18 80018874-001